



Österreichisch-Ungarische Revue.



Herausgegeben und redigiert

von

A. Mayer = Wyde.

26. Band, 2. Heft.



1900.

1900.

Wien.

Verlag der Österreichisch-Ungarischen Revue.

XVIII., Hans Sachs (vorm. Wildenmann) = Gasse 6.

Inhalt.

	Seite
Mosco-Wiener: Die Prämie im Weltzuckerhandel (Fortsetzung)	77
Prof. Dr. Richard Maria Werner: Betty Paoli	91
K. k. Gymnasialdirector Dr. Anton Frank: Bei den griechischen Inseln (Schluss). Mit einer Illustration und einer Kartenskizze	104
Geistiges Leben in Oesterreich und Ungarn	132
Dr. H. v. Seh.: „Oesterreichisches Staatswörterbuch.“ Herausgegeben von Dr. Ernst Mischler und Dr. Josef Ulbrich. II. Band, 1. und 2. Hälfte.	
Oesterreichische und Ungarische Bibliographie	135
Oesterreichische und Ungarische Dichterkalle	137
Josef L. Haase: Wie gieng das Lied? — Karl Renner: Homo. — Emil Kumlík: „Simfys Lieder.“ Lustspiel in drei Aufzügen und einem Vorspiel. Aus dem Ungarischen des Arpad v. Perczif übersetzt.	



Oesterreichisch-Ungarische Revue.

Monatsschrift für die gesammten Culturinteressen der Monarchie, insbesondere für Verwaltung und Justiz, Cultus und Unterricht, Finanz- und Heerwesen, Gesellschaftspolitik und Hygiene, Bodenproduction und Industrie, Handel und Verkehr, Geschichte und Biographie, Länder- und Völkerkunde, Philosophie und Naturwissenschaft, Literatur und Kunst.

Die **Oesterreichisch-Ungarische Revue** bildet die neue Folge der **Oesterreichischen Revue** und hat sich gleich ihrem Vorwerke die Aufgabe gestellt, die lebendigen Traditionen der Monarchie fortzupflanzen und über das in seiner Mannigfaltigkeit reiche Culturleben Oesterreich-Ungarns sowie über die neue Epoche seiner Entwicklung aus unzweifelhaften Quellen Aufschluß zu geben. Unter der Rubrik „Oesterreichisch-Ungarische Dichterkalle“ bietet sie als Beigabe erlesene Proben der heimischen Dichtkunst unserer Tage.

Inhaltsverzeichnis und Probehefte der **Oesterreichischen Revue**, ferner Inhaltsverzeichnisse der ersten fünf Jahrgänge und Probehefte der **Oesterreichisch-Ungarischen Revue** sind durch den Verlag der **Oesterreichisch-Ungarischen Revue** zu beziehen.

Abonnements nehmen sämmtliche Buchhandlungen des In- und Auslandes, desgleichen die k. k. österr. und die k. ungar. Postanstalten, endlich der Verlag der **Oesterreichisch-Ungarischen Revue**, Wien, XVIII, Hans Sachs (vorm. Wildenmann)-Gasse 6, entgegen.

Die **Oesterreichisch-Ungarische Revue** erscheint in Monatsheften von durchschnittlich fünf Bogen Groß-Octav. Je sechs Hefte bilden einen Band. Der Prämumerationspreis inclusive Postverendung beträgt für

Oesterreich-Ungarn:

ganzzährig 19 K 20 h; halbjährig 9 K 60 h; vierteljährig 4 K 80 h.

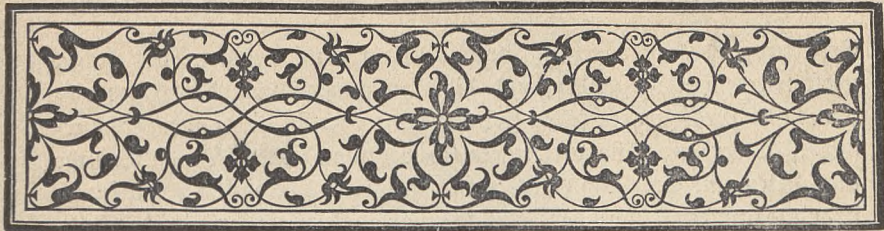
Für die Länder des Weltpostvereines:

ganzzährig 16 Mark = 20 Francs; halbjährig 8 Mark = 10 Francs; vierteljährig 4 Mark = 5 Francs.

Für das übrige Ausland:

ganzzähr. 25 Francs = 20 Schilling; halbjähr. 13 Francs = 10 Schilling 4 Pence.

Das einzelne Heft kostet für Oesterreich-Ungarn 2 K; für das Ausland 2 Mark = 2:50 Francs.



Die Prämie im Weltzuckerhandel.

Budapest.

Von Mosco-Wiener.

(Fortsetzung.)

Die Prämie kann einseitig von einer Staatsverwaltung creiert und gesteigert werden, damit sie die gewünschte Wirkung ausübe, wir sehen jedoch, daß die einseitige Aufhebung sofort von einer bedeutenden Exportverschlechterung des betreffenden Staates mit allen ihren schädlichen Folgen begleitet wäre, ohne die durch die Prämie hervorgerufenen Nachtheile, welche internationaler Natur sind, zu vergüten. Nur mit der Aufhebung der Prämie in den für den Weltmarkt ausschlaggebenden Zuckerproductionsländern wird die Concurrenz in diesem Artikel aufhören, eine künstliche zu sein. Leider ist die Beseitigung der Zuckerprämien auf internationalem Wege ein seit Jahrzehnten vergeblich angestrebtes Ziel; denn die bisher unter den interessierten Staaten abgehaltenen Conferenzen haben so gut wie nichts zur Lösung der Frage beigetragen. Nicht zum geringsten Theile ist vielleicht die Ursache des Scheiterns so vieler Verhandlungen darin zu suchen, daß man ihre negativen Erfahrungen, die Geschichte der erfolglosen Bemühungen nicht so berücksichtigt, wie sie es verdienen. Die Action für die Beseitigung der Zuckerprämie war ja unglücklich angelegt vom ersten Tage an. Die Aufhebung aller directen und indirecten Prämien ist zu einem Schlagworte geworden, von dessen Bedeutung sich selbst die berufensten Parteigänger der Zuckerconventionen keine Rechenschaft zu geben vermögen. Die von den Enquêtes aufgestellten Grundprincipien waren falsch, die gewollten Mittel zur

Erreichung des angestrebten Zweckes waren unanwendbar, der Zweck selbst wurde mißverstanden, und die Darlegungen und Vorschläge einzelner Mitglieder waren selten frei von versteckten Motiven, den Sonderinteressen der durch sie vertretenen Conventionsstaaten. Deshalb wurde auch selten eine Einigung erzielt; eine scheinbare Übereinstimmung jedoch strandete an der Klippe der Durchführung. Zuwenig gründliche Sachkenntnis, zuviel kurzfristige Diplomatie waren der Grundton, welcher die Zuckerconferenzen beherrschte.

Wenn wir die in den Conferenzen vorgeschlagenen Maßregeln, welche der Aufhebung der Zuckerprämien dienen sollten, übersehen, so finden wir, daß dieselben nur immer von der Steuer- und Zollprämie der Productions-, respective Exportländer ausgingen, ohne jene versteckte Prämie, welche aus der differentialen Zollbehandlung der Consumtions-, respective Importstaaten entspringt, oder jene Frachtpremie, die in den Tarifbegünstigungen auf Bahn- und Schifffahrtslinien sich offenbart oder verbirgt, zu beachten. Da somit nie das Ganze, sondern immer nur ein bestimmter Theil der Zuckerprämie den Gegenstand der internationalen Discussion bildete, wäre mit der Beseitigung dieses Theiles die Prämienfrage an und für sich nicht erledigt gewesen; es konnte das als Aufhebung verkündete Ziel im Principe eigentlich bloß eine Herabsetzung der Ausfuhrbonification durch Abschaffung der Steuer- oder inneren Zollprämie, respective eine Ermäßigung derselben bedeuten. Infolge jener Verwechslung erwartete man von einer halben Maßregel ein ganzes Resultat, man suchte für einen mißverständenen Zweck Mittel, welche, selbst wenn sie zur Anwendung gelangt wären, nie den beabsichtigten Erfolg bringen konnten.

Andererseits waren, den Zweck als richtig vorausgesetzt, die Mittel zur Erreichung desselben schlecht gewählt. Im Jahre 1861 wurde während der Verhandlungen über den französisch-belgischen Handelsvertrag die Abschaffung der Prämien, respective — nach der damaligen Ausdrucksweise — eine übereinstimmende Normierung der Rückzölle bei der Ausfuhr des Zuckers zuerst officiell als wünschenswert bezeichnet, und auf dem internationalen Zuckercongresse zu Paris vom 24. März und 16. April 1863 vereinbarten die Regierungen Englands, Frankreichs, Belgiens und Hollands, durch Commissarien eine gleichmäßige Basis für die Verzollung und Rückvergütung von Zucker feststellen zu lassen. Zuckerconventionen wurden 1864, 1875 und 1877 zwischen den genannten Staaten abgeschlossen. Zur Durchführung derselben sollten im wesentlichen folgende Mittel dienen: die Schaffung

einheitlicher Zuckertypen als Basis für die Ableitung der Abgaben und Rückzölle, die Gleichsetzung der gewährten Rückvergütung mit der eingehobenen Steuer, damit angeblich die Exportprämie aufgehoben und die Concurrenzfähigkeit gleich werde, die Gleichsetzung der Einfuhrszölle mit der Steuerrückvergütung unter den Vertragsstaaten, damit die sogenannte Surtaxe, d. i. die Erhöhung der Eingangszölle über die Ausfuhrsbonification, den drawback, aufgehoben werde, und die Verschwerung der außerhalb der Convention stehenden Exportstaaten mit der Surtaxe, d. i. Einhebung von Differentialzöllen bei Einfuhr von Zucker aus Prämien gewährenden Staaten. Die Vereinbarungen erwiesen sich theils als unzulänglich, theils wurden sie durch das Übergewicht der Sonderinteressen gebrochen. Denn die gleichmäßige Abgabenleistung war ohne gleichmäßige Besteuerung, respective gleichartiges Steuersystem nicht denkbar, die Classification des Rendements nach den holländischen Standardmustern bewährte sich in Praxis nicht, ja die falschen Bundesgenossen verweigerten sogar die Betriebscontrole der Fabriken, und da die Vertragsstaaten selbst die Punctionen der Convention nicht hielten, entfiel die Einhebung der Surtaxe von den anderen Staaten ipso facto. Deshalb ergaben auch die zahlreichen folgenden Conferenzen, um die betheiligten Staaten zur stricten Durchführung der Convention zu bewegen, kein Resultat.

Später ermöglichte wohl die Erfindung der Polarisation eine genaue Qualitätsbestimmung des Zuckers; es wurde die Nothwendigkeit eines gleichen Steuersystems acceptiert und der Ausdehnung der Zuckerindustrie durch Gewinnung mehrerer Staaten für die Idee der Steuerprämienabshaffung Rechnung getragen. Das Londoner Präliminarübereinkommen vom Jahre 1888 zwischen den Vertretern Englands, Deutschlands, Oesterreich-Ungarns, Belgiens, Hollands, Rußlands, Spaniens und Brasiliens — Frankreich und die Vereinigten Staaten hielten sich schon damals ferne — schlug noch einen hohen Ton an. Alle offenen und versteckten Steuerprämien sollten aufgehoben werden, die Steuer sollte in sämmtlichen Staaten nur den im Inlande verbrauchten Zucker treffen — dadurch war die allgemeine Einführung der Fabricatssteuer bedingt — jeder prämierte Zucker sollte von dem Gebiete der Vertragsmächte ausgeschlossen sein. Auf der Wiener Conferenz vom Jahre 1895 wurde zum Überflusse seitens Deutschlands die Forderung der Contingentierung der exportierten Rohzuckermengen aufgestellt.

Seither gieng es mit den hochgespannten Durchführungsansprüchen abwärts. Gleichartige Besteuerungsnormen konnten ja nie erreicht

werden; jeder Staat hat von dem anderen abweichende Productionsverhältnisse; diese fordern Berücksichtigung in einer Besteuerung, welche sich den speciellen einheimischen Bedürfnissen anpaßt. Und diese Einsicht ist nachgerade zu solcher Reife geblieben, daß auf der jüngsten vorjährigen Brüsseler Zusammenkunft Frankreich und Rußland mit der Sprengung der Conferenz drohten, wenn das innere Steuerhystem auch nur zum Gegenstande der Verhandlungen gemacht würde. Eine internationale Contingentierung der Production hingegen hätte jenen Staaten allein zum Vortheile gereicht, welche über eine entwickelte, nicht mehr ausdehnbare Zuckerindustrie verfügen, während ein ähnlicher Vorschlag in den anderen Productionsländern den stärksten Widerstand hervorgerufen hätte. Man würde sich schon mit dem Vorschlage Belgiens betreffs einer stufenweisen Herabsetzung der Steuerprämien begnügt haben, aber es konnte nicht einmal mehr eine principielle Einigung erzielt werden. Denn abgesehen von der verfehlten Wahl der Mittel zur Beseitigung oder Herabsetzung der Prämien — auch die Vorstellung von der Ausführbarkeit der vorgeschlagenen Bestimmungen war eine Täuschung. Doch während die Conferenzstaaten unablässig nach Compromissen zwischen den sogenannten untrüglichen Axiomen der nationalökonomischen Theorie und den Erfordernissen der realen Wirtschaftspolitik suchten, gab Großbritannien, dieser Freihandelsstaat par excellence, welcher immer am nachdrücklichsten für die Aufhebung der Prämien agitierte, den Anstoß zu deren wuchernder Entwicklung. Die Prämien wurden größer und mannigfaltiger, während man sich gleichzeitig um ihre Beseitigung erfolglos bemühte.

Die Statuierung von Differentialzöllen, welche als Retorsion gegen die französische und russische Prämie auf der letzten Conferenz wieder betont wurde, erwies sich hingegen schon früher als ein ganz unvernünftiges Auskunftsmittel. Differentialzölle wurden bereits im vergangenen Jahrhunderte in Frankreich und zwar als Schutzzölle durch die Erhöhung der Eingangszölle über die Ausfuhrbonifikationen unter dem Namen *Surtaxe* creiert. Als dann später die freihändlerische Richtung zum Durchbruche gelangte und parallel hiermit die versteckten Ausfuhrsprämien besonders bezüglich des Artikels Zucker eine große Rolle zu spielen begannen, wurden die Differentialzölle, nun Ausgleichszölle genannt, als Repressalien gegen die Prämien gewährenden Staaten empfohlen. Ausgleichszölle wurden schon in die 1864er Convention aufgenommen. Damals stand Frankreich in der Convention, Oesterreich-Ungarn außerhalb derselben; Frankreich bedrohte unsere

Zuckerindustrie bei der Einfuhr mit differentialer Behandlung. Doch was geschah? Die Vertragsstaaten — Frankreich an der Spitze — hielten die Convention nicht ein; Oesterreich-Ungarn gab der Pression nicht nach, wohl mußten wir indes aus rein fisciatischen Rücksichten unsere Prämie nachher ermäßigen. Die Forderung der Ausgleichszölle wurde hiernach im Jahre 1877 seitens der Anhänger des fair trade und der Antiprämienliga in England zum Schutze der dortigen Raffinerien wieder auf die Tagesordnung gesetzt. Aber diese Bewegung kam der englischen Regierung eben zustatten, um ihrerseits die continentalen Staaten, welche England so freigebig mit billigem Zucker beschenkten, der ferneren unentwegten Freihandelspolitik und Vertragsliebe zu versichern. Da die Prämie, meinte Schatzkanzler Northcote, in den einzelnen Productionsländern verschieden sei, lasse sich die Höhe, welche die Ausgleichszölle nothwendig haben müssen, nicht bestimmen; auch könnten solche nicht allen Ländern gegenüber in Anwendung gebracht werden; eine vereinzelte Anwendung sei jedoch durch die Meistbegünstigungsclausel unmöglich gemacht. Derselben Ansicht war später Gladstone, und der berühmte Premier hielt fest daran trotz des Ansturmes der englischen Parlamentsopposition und der Meetings der englischen Raffineriearbeiter.

Großbritannien gab sich wohl den Anschein, als perhorresciere es die vertragswidrige Prämie; auf allen erfolglosen internationalen Conferenzen behufs Aufhebung der Prämien war es vertreten, aber im autonomen Wirkungskreise that es keinen Schritt. Das Motiv hierzu war immer die strenge Rechtsauffassung der Meistbegünstigungsclausel. Da fanden im Jahre 1897 die Vereinigten Staaten in der famosen Dingelby-Bill auch unter dem Schutze der Meistbegünstigung den Weg zu den sogenannten Compensationszöllen, indem sie von jenen Zuckerseendungen, welche in den Meistbegünstigungsstaaten Prämien genossen, eine Zuschlagstaxe in der Höhe der Nettoprämie thatsächlich einhoben. Es war dies ein vertragsrechtlich nicht entschuldbarer Willkürsact, welcher nur aus Mangel einer einheitlichen, widerstandskräftigen europäischen Handelspolitik gelingen konnte. Denn wenn auch die Höhe der offenen Prämien bekannt ist, das Ausmaß der versteckten Prämie läßt sich sicher nicht bestimmen; die gleiche Behandlung der Vertragsstaaten erscheint somit ausgeschlossen, während eine differentiale Behandlung dem klaren Wortlaute der Meistbegünstigungsclausel widerspricht. Es wurden dadurch gerade jene am meisten betroffen, welche ehrlich genug waren, ihre Prämien aufrichtig einzugestehen. Oesterreich-Ungarn und Deutsch-

land protestierten vergeblich, weil die anderen Staaten sich nicht auf ihre Seite stellten. Die Union hatte die Macht, ein Zollkrieg wäre verderblich gewesen. Als nun die Rübenzuckerproduktionsstaaten wie Großbritannien so auch das indische Kaiserreich mit ihren Zuckern zu überschwemmen begannen — die Rübenzuckereinfuhr nach Indien wuchs von 2355 englischen Centnern in der Campagne 1888/89 auf 2,182.863 englische Centner in der Campagne 1897/98 — da folgte der indische Legislativrath dem Beispiele der Union und führte am 20. März 1899 die sogenannten Retorsionszölle ein.

Die Verletzung des Vertragsrechtes durch die Systemisierung des indischen Retorsionszolles ist eine zweifache. Denn als Großbritannien am 5. December 1876 mit Oesterreich-Ungarn den Meistbegünstigungsvertrag eingieng, gab es schon Exportprämien für Zucker, der speciell auf britisches Zollgebiet exportiert wurde, ohne dass von der englischen Regierung früher oder später eine Retorsion geübt worden wäre; ja britische Staatsmänner erklärten wiederholt, dass die Einhebung von Differentialzöllen auf Prämienzucker eine Verletzung der Meistbegünstigung bedeute. Man war auch während einer mehr als 30jährigen Vertragspraxis zur Einsicht gekommen, dass das bereits in den Vertrag der Monarchie mit den Bundesstaaten des deutschen Zollvereines vom 15. April 1865 (R. G. Bl. Nr. 32) aufgenommene und seither in alle Verträge übernommene Export-Prämienverbot eine ganz illusorische Vereinbarung ist, nachdem jede Prämie, ob sie nun ausschließlich für den Export gewährt wird oder in erster Linie eine Produktionsprämie ist, ob sie direct in einer Geldunterstützung oder indirect in einem Erwerbssteuernachlasse, in Gewährung zinsfreier Darlehen, in frachttarifariichen Begünstigungen oder in einem inländischen Kartellpreise zum Ausdruck gelangt, ebenso direct oder indirect den Export künstlich fördert. Die Differentialzölle sind demnach durch versteckte Prämien auch leicht zu umgehen. In zweiter Reihe besitzen wir keinen speciellen Handelsvertrag mit dem indischen Kaiserreiche, sondern es gilt — obgleich jede Colonie das Recht hat, ihren Zolltarif autonom zu bestimmen — der Meistbegünstigungsvertrag mit Großbritannien gleichzeitig für dessen Colonien. Alle Maßnahmen, welche aus der Interpretation der Meistbegünstigung fließen, gelten für alle Länder der britischen Krone. Lässt demnach die britische Regierung den indischen Retorsionszoll zu recht bestehen, so hätte derselbe so im Mutterlande wie in sämtlichen Colonialbesitzungen zur Anwendung gelangen müssen. Greater

Britain hatte seine Zollpolitik schon auf zwei Füße gestellt, als es den Colonien selbständige Zolltarife einräumte. Das freihändlerische Mutterland behält damit seine Vortheile, welche es seit jeher aus der Meistbegünstigungsklausel zog, es bleibt aber auch den Colonien frei, ihre Vortheile in schutzzöllnerischem Sinne zu wahren. Durch die einseitige Bewilligung des Retorsionszolles wurde die Meistbegünstigungsklausel selbst in zweierlei Richtung interpretiert, um einerseits die handelspolitischen und finanziellen Chancen, welche aus der Concurrenz der Zuckerländer auf dem englischen Markte für das Vereinigte Königreich entspringen, noch weiter zu erhalten, andererseits um die daraus für Indien erwachsenden wirtschaftlichen Nachtheile dort auf Kosten der Vertragsstaaten zu eliminieren. Indien hätte seine Zuckerproduction auf vertragsrechtlichem Wege durch Erhöhung der Einfuhrszölle oder durch staatliche Unterstützung gegen die ausländische Concurrenz ebenso schützen können, wie Großbritannien die Zuckerproduction seiner Antillencolonien durch Vorstreckung unverzinslicher Darlehen unterstützt. Aber die Retorsionszölle bieten unleugbar größere Vortheile; sie schützen die eigene Production und gewähren der Einfuhr aus anderen englischen Colonien eine differentiale Bevorzugung, ohne den Staat zu Ausgaben zu drängen; im Gegentheile, es wird in dieser Form den exportierenden Vertragsstaaten abgenommen, was sie an Prämien verausgabt. Der einzige Übelstand der Differentialzölle ist, daß sie vertragsrechtlich nicht entschuldbar sind.

Lord Salisbury vermochte die Berechtigung der von der englischen Colonialregierung getroffenen Maßnahmen nur damit zu begründen, daß die vor zwei Jahren erfolgte gleiche Verfügung der amerikanischen Unionsregierung ohne nachhaltigen Widerspruch hingenommen worden sei. Der durch die amerikanische Regierung geschaffene Präcedenzfall diente somit der englischen Regierung als Vorwand, um das Recht des Stärkeren auch ihrerseits auszuüben. Der einzig richtige Schluss, welcher aus dem ganzen Vorgange abgeleitet werden kann, ist aber der, daß die Meistbegünstigungsklausel so wertlos ist wie das Prämienverbot, da dieses von den Exportländern, jene von den Importländern umgangen wird. Dagegen ist die hieraus für die Staaten Mitteleuropas zu ziehende Lehre die, daß sie sich durch den engsten zollpolitischen Zusammenschluss wider jene Übergriffe zu schützen haben, welche sich einzelne Großmächte, gestützt auf ihr Kraftbewußtsein und auf die Zweideutigkeit der Handelsvertragspraxis, erlauben.

Doch was wäre die Folge, wenn z. B. Großbritannien, durch eine Convention hierzu ermächtigt und seine eigenen Interessen hintanziehend, dieselben Repressalien gegen die Nichtvertragsstaaten, z. B. Frankreich und Rußland, ergriffe? Der französische und russische Zucker würde wohl von dem britischen Markte verdrängt wie jetzt der österreichisch-ungarische Zucker von dem amerikanischen, und er würde uns dafür in der Levante und im Oriente nur intensivere Concurrenz bereiten. Wir hingegen würden in England nichts gewinnen, da Deutschland, Holland und Belgien, durch die geographische Lage begünstigt, den großen englischen Consum für sich in Beschlag nähmen. Das Prämiensystem könnten die Ausgleichszölle nicht werfen. Aber es eröffnete sich durch die Systemisirung von Ausgleichszöllen eine neue Aflust in der Ungleichheit der Concurrenzverhältnisse, welche allein durch eine Erhöhung der Prämien für den Export in jene Staaten, die sich keiner Ausgleichszölle bedienen, ausgefüllt zu werden vermöchte.

Jeder Staat propagiert eben jene Mittel, welche in der gegebenen Situation seinem Vortheile am besten entsprechen, und weil die Mitconcurrenten in jedem solchen Vorschlage einen Versuch der Überbortheilung erblicken müssen, so wird der Erfolg schon im Keime erstickt. Frankreich muthet noch heute einer Zuckerconferenz die Erwägung der Aufhebung offener Steuerprämien zu, es will, daß die nur offene Prämien gewährenden Staaten dieselben bei gleichzeitiger Aufrechterhaltung seiner eigenen versteckten Prämien einseitig sistieren sollen. Vielleicht ist diese durchsichtige Speculation auf die vermeintliche diplomatische Myopie der Mantel für die Verbergung tiefer liegender Gründe. Nicht die Berufung auf das wirtschaftliche Interesse allein entscheidet über die Lösung wirtschaftlicher Fragen; es sind vielmehr oft staatspolitische Rücksichten, welche das materielle Wohl gefährden. Zur friedlichen wirtschaftlichen Concurrenz gesellt sich die politische Nebenbuhlerschaft mit ihrem kriegerischen Hintergrunde. Frankreich ist wahrscheinlich principiell gegen jede Convention, an welcher Deutschland als Bundesgenosse theilnimmt. Um den Preis behält es die Prämie umso lieber, steigert sie sogar, denn dies Kampfmittel auf wirtschaftlichem Gebiete hatte seit jeher die überwiegende Majorität des Landes für sich.

Wäre aber der Endzweck internationaler Conferenzen, die Abschaffung aller offenen und versteckten Prämien, selbst nach vollständiger Einigung, selbst bei Abschluß der Convention nach dem bisherigen Schema unter den bestehenden handelspolitischen Verhältnissen über-

haupt erreichbar? Bei näherer Prüfung dieser Frage ergeben sich weniger auf die Rivalität als insbesondere auf die verschiedenen Chancen der Zuckerfabrication in den einzelnen Staaten Europas gerichtete Bedenken, welche geeignet sind, die Lösung des ganzen Problems unmöglich zu machen. Denn in dem Augenblicke, da kein Staat mehr berechtigt sein wird, Ausfuhrsprämien zu gewähren, wird jener Staat als Sieger aus dem Kampfe um den Weltmarkt hervorgehen, der über die dem Rübenbau günstigsten Böden und Klimate verfügt, der durch rationellsten Wirtschaftsbetrieb die hochgradigste und billigste Rübe erzeugt, durch vollkommenste Zuckerfabricationstechnik und mit geringsten Produktionskosten das qualitativste Zuckerproduct liefert und endlich ausgedehnte Handelsbeziehungen mit regem Schiffsverkehr und wohlfeilsten Frachten pflegt. Die Gunst dieser Factoren gewährte den wirtschaftlich stärkeren Staaten so enorme natürliche Prämien, daß die Concurrenz der wirtschaftlich schwächeren Staaten ohne künstliche Prämien daneben nicht bestehen könnte. Würde daher auch eine internationale Vereinbarung auf Grundlage der gleichartigen Besteuerung des Rübenzuckers erfolgen, so erschiene die künstliche Prämie in weit höherem Maße in der Zoll-, Industrie- und Verkehrspolitik, sie erschiene offen und versteckt in den Ausnahmestärken und Refactionen für Zuckerfrachten seitens der Exportländer, in den mannigfachen Produktionsprämien, über welche die Politik der Industrieförderung verfügt, und in den differentialen, offenen und versteckten Zollbegünstigungen der Importländer.

Die gänzliche Abschaffung der Prämien ist ein volkswirtschaftliches Ideal; allein dieses Ideal wird unserer Ansicht nach immer eine Utopie bleiben, insolange eine Concurrenz besteht. Es gibt, wie wir gesehen, mehrere Gattungen, ja innerhalb der Gattung verschiedene Arten künstlicher Exportprämien, welche sämtlich der Concurrenz auf den ausländischen Märkten ihre Existenz verdanken, mit der Steigerung der Concurrenz sich vergrößern und vermehrfachen. Die Bestrebungen zur Beseitigung oder Ermäßigung einer Prämienart, ja selbst einer PrämienGattung sind — mit oder ohne Berücksichtigung der Concurrenzverhältnisse — drastisch genommen ein Kampf mit dem Drachen, vergebliche Mühe; man schlage der Hydra ein Haupt ab, und es wächst ihr ein anderes Haupt. Die Prämienpolitik muß mit den Concurrenzverhältnissen rechnen, wenn die Erhöhung oder Herabsetzung einer PrämienGattung im Einzelstaate in Frage kommt, aber sie muß außerdem jede PrämienGattung in gleicher Weise, d. i. die Gesamtexportprämie berücksichtigen, sobald

von internationaler Prämienpolitik gesprochen wird. Die erste Bedingung einer erfolgreichen internationalen Prämienpolitik ist jedoch, daß sowohl den speciellen Productions- als auch den Export- und Consumverhältnissen jedes einzelnen Vertragsstaates Rechnung getragen werde; selbst unter dieser Voraussetzung wird — abgesehen von der politischen Rivalität — niemals, solange der internationale Rübenzuckerhandel einer Concurrrenz unterliegt, an die Aufhebung, sondern nur an die Herabminderung der Prämie gedacht werden können.

Die Idee der stufenweisen Herabsetzung der Steuerprämie, welche jüngst Belgien wieder aufgriff, ist weder neu noch wirksam; ihre Durchführung wurde im autonomen Wirkungskreise bisher vergebens angestrebt. Denn in den Jahren 1878 und 1890 trat in Oesterreich-Ungarn infolge besserer Controle der Leistungsfähigkeit der Saftgewinnungsapparate und höherer Besteuerung eine successive Ermäßigung der Prämie ein, 1881 ließ Frankreich seine versteckte Prämie theilweise fallen, 1882 und 1883 reducierte die amerikanische Union die Prämie ihrer Raffinerien, Deutschland machte Schritte zu einer Reform seiner Zuckersteuer. Mit einem Schlage änderte sich die Situation jedoch durch den Ausbruch der 1884er Krise. Frankreich reactivierte seine versteckte Prämie in bedeutender Höhe; Rußland selbst mußte sich trotz der Abneigung seines Finanzministers gegen Prämien jeder Art zu offenen Ausfuhrsbonificationen entschließen; Colonialmächte ermäßigten den Zoll für die Einfuhr aus ihren Colonien oder warfen einen Zolzzuschlag auf europäische Importe aus. So war die Prämienwirtschaft wieder in vollstem Flor. Als im Jahre 1888 Oesterreich-Ungarn, 1891 Deutschland zur Fabricatsteuer übergiengen, wurde die gleichmäßige Herabsetzung und zugleich ausschließliche Gewährung von directen oder offenen Steuerprämien nochmals angebahnt. Deutschland sprach 1891 sogar officiell die gänzliche Aufhebung der Steuerprämien aus, welche 1897 eintreten sollte, wenn die Concurrenzstaaten den gleichen Vorgang einhalten würden; allein Frankreich schwankte und lenkte seit der 1895er Zuckerkrise in die entgegengesetzte Richtung ein. Wegen seiner hohen versteckten Prämien entbrannte der deutsch-französische Zuckerkrieg von neuem; Deutschland steigerte seine Prämien, Oesterreich-Ungarn mußte 1896 folgen, und Frankreich konnte nicht zurückbleiben, es reactivierte 1897 auch noch die offene Prämie — der Traum war zu Ende.

Die Erfahrung lehrt uns demnach, daß, durch die Besserung der Handelsconjuncturen bedingt, die Ermäßigung der Steuerprämie

sogar ohne specielle Vereinbarung zeitweilig vor sich geht. Aber was nützte es, wenn der Vorschlag Belgiens wirklich durchgedrungen wäre, wenn Frankreich die directe Prämie fallen ließe und Deutschland und Österreich-Ungarn auf den Stand der Prämie vor 1893, respective 1896 herabstiegen? Die kleinste Änderung in den Concurrrenzverhältnissen würde diese Vereinbarung unhaltbar machen. Die autonome Herabsetzung der Prämie hat wenigstens ihre natürlichen, in der Gestaltung der Handelsverhältnisse gelegenen Ursachen, die vertragsmäßige Herabsetzung jedoch entbehrt jeder natürlichen Grundlage, sie ist rein empirisch. Selbst der Zweck einer Prämienermäßigung besteht nicht — wie in den bisherigen Conferenzen angenommen wurde — in der Beseitigung der Ungleichheit der offenen und versteckten Steuerprämien. Eine solche Ermäßigung hätte vorerst die Wirkung der Benachtheiligung jener Staaten, welche nur offene Steuerprämien besitzen, gegenüber jenen, welche versteckte Ausfuhrbonificationen in Anspruch nehmen; denn die Höhe der letzteren ist uncontrolierbar. Die Dauer dieser Vereinbarung aber reichte wie die empirische Herabsetzung ohne Vereinbarung bestenfalls bis zur nächsten Krise. Fällt der Zuckerpreis auf dem Weltmarkte unter die Erzeugungskosten, so wachsen die durch keine Convention gebundenen versteckten Prämien jeder Art und zwingen die Vertragsstaaten, auch die bindende Abmachung bezüglich der künstlich herabgedrückten Steuerprämien wieder aufzuheben.



Die Wirkungsweise der Prämien muß vorerst richtig erkannt sein, damit die Prämienermäßigung rationell erfolgen könne, und zu deren Verständnis wollen wir den Umfang der von den einzelnen Rübenzuckerstaaten gewährten verschiedenen Prämien ins Auge fassen. Nun ist eine genaue Berechnung derselben zwar nicht möglich; aber einen ungefähren Maßstab gewinnen wir doch durch die Anführung der von den Vereinigten Staaten auf Grund des § 5 des Gesetzes vom Jahre 1897 eingehobenen countervailing duties, d. i. der Ausgleichszölle, welche angeblich der Höhe der Nettoprämien entsprechen sollen. Hiernach bestimmt ein Erlaß des Schatzamtssecretärs (Secretary of the Treasury Departement) die Prämie für das Jahr 1899:

für Österreich-Ungarn von Zucker mit weniger als 93% und mindestens 88% Polarisation 1 fl. 37 fr., unter 99½% und mindestens 93% 1 fl. 46 fr., mit mindestens 99½% Polarisation 2 fl. 10 fr. pro 100 kg;

für Deutschland von Rohzucker, der mindestens 90%, und Raffinade, die unter 98% und mindestens 90% polarisirt, 2 Mk. 40 Pf., von weißem Zucker in Hüten und Brocken von mindestens 90½% Polarisation 3 Mk. 55 Pf. und von allen anderen Zuckerarten von mindestens 98% Polarisation 3 Mk. pro 100 kg;

für Frankreich von Rohzucker bei 65 bis 98° 10 Frcs. 82 Cents., von Rohzucker und Raffinade bei mindestens 98° 11 Frcs. 17 Cents. bis 11 Frcs. 51 Cents. pro 100%igem Raffinadewert und 100 kg;

für Belgien von Rohzucker 4 Frcs. 5 Cents., von Raffinade 4 Frcs. 60 Cents. pro 100 kg;

für die Niederlande von Rohzucker bei mindestens 98% 2·2354 fl., von Rohzucker über 98% 1·7655 fl., von raffiniertem Zucker ein Zuschlag von 0·2946 fl. zu obigen Prämien pro 100 kg harte Raffinade;

für Rußland von Zucker über 99% 0·50 Rubel, über 88% 0·44 Rubel und über 75% Polarisation 0·38 Rubel pro Pud;

für Dänemark 1·12 Kronen pro 100 kg;

für Argentinien 6 Centavos pro 1 kg.

Auf den ersten Blick ergibt sich ein großer Unterschied in dem Ausmaße der von den einzelnen Staaten gewährten Prämien. Oesterreich mit 1 fl. 40 kr. pro Metercentner Rohzucker besitzt verhältnismäßig die geringste Prämie, während die Rohzucker Rußlands und Frankreichs mit circa 4 fl. 50 kr. pro Metercentner am höchsten prämiert erscheinen. Dies ist auch nicht anders denkbar, nachdem die Produktionskosten an und für sich von Land zu Land differieren; nachdem ferner jedes Land seinen Export mehr oder weniger durch Prämien zu erweitern trachtet, so ist darin die zweite Ursache des Unterschiedes gefunden. Aber selbst die niedrigste Prämie des in Bezug auf die natürlichen Produktionsbedingungen am günstigsten gestellten Deutschland erscheint zu hoch, denn sie wurde durch das gegenseitige Überbieten der Concurrrenz hinaufgeschraubt. Die Prämie läßt sich demnach in drei Bestandtheile zergliedern: in einen Theil, welcher nothwendig ist, um die günstigeren Produktionsbedingungen des Concurrenten zu compensiren, einen zweiten, von der jeweiligen Wirtshaftspolitik des betreffenden Staates abhängigen lucrativen Theil, die eigentliche Kampfsprämie, welche zur Förderung des Exportes dient, und außerdem gibt es noch einen dritten, der Prämie jedes Staates gemeinsamen, durch das Verlangen nach Compensierung der Kampfsprämie des Concurrenten entstandenen wirkungslosen Theil, dessen Beseitigung

die Prämienermäßigung anstreben soll. Der hauptsächlichste Zweck der Herabsetzung liegt sonach in der Abschaffung jenes Übermaßes von Prämien aller Art, welches sämtliche Staaten in gleicher Weise trifft. Die Herabminderung der Prämie darf auf keiner einseitigen, keiner empirischen Vereinbarung beruhen, sie muß eine natürliche Grundlage besitzen, welche nur in dem Wesen der Prämie, in der ihr zukommenden Aufgabe, die verschiedenen Productions- und Handelsverhältnisse zu nivellieren, wurzeln kann, ein Princip, welches davon ausgeht, daß die Prämie den Export erhalte, ohne denselben weiter in künstliche Bahnen lenken zu wollen. Auf diesen Voraussetzungen fußt das System ihrer Berechnung, wonach die Prämie, welche jeder Staat gewährt, so hoch bemessen sein muß, daß die jeweilige Differenz zwischen dem Weltmarktpreise und den localen Erzeugungskosten inclusive Capitalsverzinzung der Industrie und den localen Frachtspeisen des Zuckers bis zum Weltmarkte behoben werde. Es sei gestattet, unsere diesbezüglichen, an anderen Stellen veröffentlichten Darlegungen¹⁾ hier zusammenhängend vorzutragen.

Offenbar ist ein Export für die Industrie nur dann möglich, wenn sie dabei ihre Rechnung findet, d. i. wenn die Erzeugungskosten des auszuführenden Zuckers durch den auf dem Weltmarkte erzielten Preis gedeckt werden. Ist es nicht der Fall, so kommt der Prämie die Aufgabe zu, die Differenz, welche zwischen dem Weltmarktpreise und den Erzeugungskosten sammt den Frachtspeisen des Zuckers bis zum Weltmarkte besteht, auszugleichen. Die Prämie muß unbedingt so hoch sein, damit diese Differenz behoben werde, außerdem wird sie den exportierenden Fabriken eine auf die Menge ihres Exportes repartierte landesübliche Verzinzung ihrer Investitions- und Betriebscapitalien gewähren müssen. Die Prämie wird indes auch nicht höher zu bemessen sein, wenn wir dem Grundsatz treu bleiben, daß sie den Export wohl erhalten, nicht aber weiter in künstliche Bahnen drängen solle. In welchem Verhältnisse soll nun der Staat und in welchem Verhältnisse die Industrie an einer durch den Stand der Weltmarktpreise gebotenen Veränderung, sei es Erhöhung, sei es Reduction der Prämien, theilnehmen?

Heute meint man in Oesterreich-Ungarn, es wäre nicht billig, daß der Staat für die ganze Prämiensumme aufkomme, weil auch der Industrie ein Nutzen aus der Steigerung des inländischen Consumpreises durch die Prämie erwächst. Deshalb figierte der Fiscus wohl einen Prämienatz pro

¹⁾ Siehe „Pester Lloyd“ 1898, Nr. 136, 138 und 139 und „Zeitschrift für Volkswirtschaft, Socialpolitik und Verwaltung“ 1899, VIII. Band, 4. Heft.

Metercentner exportierten Zuckers, contingentierte aber zugleich die Beitragsleistung des Staates mit einem festen Pauschalbetrag von neun Millionen Gulden und verpflichtete die Fabriken zu einem Rückersaße der über diese Summe empfangenen Ausfuhrsbonificationen nach dem Verhältnisse ihrer Production. An und für sich ist es vollkommen richtig, daß die Prämie den Inlandspreis gegenüber dem Weltpreis vertheuert; andererseits sank jedoch der Weltpreis eben infolge des Prämiensystems und mit ihm der Inlandspreis und zwar viel tiefer, so daß der obige Grundsatz, betreffend eine Beitragsleistung der Industrie, jede Berechtigung verlor. Derselbe kann auch factisch keine rechnerische Basis bilden, da den Consumpreis noch andere Factoren beeinflussen, von welchen wir hier nur das Zuckerkartell erwähnen wollen. Wie wir sehen, zogen sich unsere Regierungen einfach mit einem Pauschalbetrage aus der Prämienaffaire, es den Zuckerfabriken überlassend, sich in die Mehrauslagen zu theilen. Derart steht die Höhe der Prämien mit den Conjunctionen des Weltmarktes in keinerlei Zusammenhang. Es konnte vorkommen, daß die Nettoprämie (Prämiensatz abzüglich Prämienrestitution) gerade damals am geringsten ausfiel, das heißt die Zuckerfabriken gerade damals mehr an Prämien restituieren mußten, wenn die Weltmarktpreise am niedrigsten standen. Da die Höhe der Nettoprämie sich aber allein nach der Größe des Exportes richtet, ist ihr Satz im vorhinein gar kein fixer, und ergibt sich erst nach Abschluß der Exportcampagne, wenn es bekannt wird, wie viel die Fabrikanten von den empfangenen Prämien zu erlegen haben. Es fehlt somit eine sichere Calculation, welche die Basis jeder soliden Unternehmung bildet. Das Exportgeschäft wird zum Glücksspiel, bei welchem der Zucker, ein Wert von circa 14 fl. pro Metercentner, den Einsatz darstellt, die Prämie, ein Wert, der von 1 bis 2 fl. differiert, durch ihre undorhergesehenen Schwankungen eventuell einen Gewinn oder auch einen Verlust bewirken kann. Im folgenden wollen wir versuchen, einen entsprechenden Maßstab für die Prämienbeiträge zu construieren.

Die Berechnung der Exportprämiensummen basierten wir auf die Regiekosten und eine mäßige Capitalsverzinsung der Industrie. Entspricht daher der Preis, welchen die inländischen Consumenten für den Zucker zahlen, diesem calculierten Gestehtungspreise, so liegt keinerlei Veranlassung vor, die Industrie zu einer Prämienbeitragsleistung heranzuziehen. Stellt sich der Preis im Inlande niedriger als der berechnete Preis, so hätten die Fabriken für die Differenz, d. i. den

bei dem inländischen Absage erlittenen Verlust sogar ebenfalls einen Anspruch auf Prämie, und die Exportprämie müßte sich unter Umständen in eine Productionsprämie verwandeln. Ist der Inlandspreis aber höher als der Weltpreis plus Prämie, minus Frachtkosten, dann ist es ein Zeichen, daß derselbe künstlich erhöht wurde, und in solchem Falle ist es nur recht und billig, wenn die Fabrikanten die Differenz dieser Preiserhöhung bis zur Grenze einer bescheidenen Capitalverzinsung ihrer Unternehmungen zurückerstatten. Es ergibt sich demnach der Prämienbeitrag der Industrie, wenn wir zum Inlandspreise die Frachtkosten zuschlagen und von der Summe den um den Prämienfuß vermehrten Weltpreis abziehen. Der Beitrag des Staates resultiert nun aus der Differenz zwischen den Gesamtprämien und dem Prämienbeitrage der Industrie.

(Schluß folgt.)



Betty Paoli.

Von Prof. Dr. Richard Maria Werner.

Lemberg.

Im Jahre 1841 brachte der angesehenen Verlag von Gustav Heckenast in Pest ein Bändchen „Gedichte“, die mit einem Widmungsblatte versehen waren:

Nikolaus Lenau

empfangt diese Blätter
als

Zeichen freudigster Anerkennung und innigster
Bewunderung
von

der Verfasserin.

Die Dichterin nannte sich Betty Paoli und war bis dahin ganz unbekannt gewesen; aber sie trat auf als Persönlichkeit mit scharf ausgeprägter Physiognomie, mit energischen Zügen, fester, klangvoller Sprache, eigener Meinung und reicher, hauptsächlich innerer Erfahrung. Diesen Eindruck empfängt man noch heute von den „Gedichten“. Gleich die Verse, die nach dem Widmungsgedichte das Bändchen eröffnen, sind charakteristisch für Betty Paoli; ich meine „Täglicher Tod“:

Wenn Mehlthau auf die Blume fiel,
Da sinkt sie ohne Hoffen,
Und ward ein Baum des Blüthes Ziel,
Stürzt er, zu Tod getroffen.

Und wenn in einer Menschenbrust
Erregt die Qualen werden,
Da ist ihr's innig tief bewußt,
Dass Heilung nicht auf Erden.

Dem Baum, der Blume wird sofort
Bald stille Ruh' gegeben,
Das Menschenherz allein lebt fort
Sein täglich sterbend Leben.

Man sieht, die Dichterin ringt noch mit der Form, aber nicht aus Ungeheiß, sie nimmt es ernst, strebt nach vollem Klang und kunstvollem Bau, möchte kurz, prägnant sein, das gelingt jedoch noch nicht durchaus; da stellen sich stark apokopierte Formen ein, da will ein Ausdruck noch nicht ganz gehorchen („sofort bald“), da macht der Reim noch Schwierigkeit — aber trotz alledem fühlt man aus diesen Versen ein tiefes Gemüth und einen klaren Geist heraus. Wir haben ein Gedankengedicht vor uns: das Menschenschicksal wird mit der Natur contrastiert, und die Dichterin stellt dar, dass der Mensch übler dran ist als die Pflanze. Wir hören einen Pessimismus, einen Welt-schmerz, wie er damals, zur Zeit des Erscheinens von Betty Paolis Gedichten, modern war und Byronismus hieß. Hier freilich zeigte er eine Farbennuance, die aus Lenau stammte. Merkwürdig, das Gedicht der Paoli macht aber doch nicht den Eindruck, als ob es nur das Product einer Mode wäre, als ob nur die paradoxe Schlusspointe vom täglich sterbenden Leben das Gedicht hervorgerufen hätte. Unwillkürlich glauben wir, dass der Dichterin eigenes trauriges Geschick ihr die trübe Weltanschauung aufgezwungen habe, und wir sind gespannt, die Ursachen eines solchen Pessimismus kennen zu lernen.

Und noch eines legt schon das erste Gedicht nahe: wir sehen ein Gedankenresultat behandelt, in der Form an den logischen Schluss mit zwei Vorderätzen und einem Schlussatz gemahnend; nur kurz verweilt die Dichterin bei Blumen, Baum und Menschenbrust — trotzdem klingt das Gefühl stark an, unser Empfinden wird zum Mitschwingen angeregt, das Gedicht ist echt lyrisch.

Der Grundton von Betty Paolis erster Sammlung wird sofort kräftig angeschlagen, er durchzittert mehr oder weniger laut alle Gedichte, und die Poetin hat ihren eigensten Charakter bezeichnet, wenn sie sich mit Pythia vergleicht, die vom „Macedonier“ zum Prophezeien gezwungen wurde:

So ward, was jemals ich gesungen,
Den Blick gerichtet himmelwärts,
Mir nur erpresst und abgedrungen
Vom wilden Überwinder Schmerz.

Ich kenne von Betty Paolis Lebensschicksalen so wenig, daß ich ihre Biographie eigentlich nur ihren Gedichten entnehme, sie bieten aber genügenden Anhalt, um uns diese schmerzliche Stimmung, diese trübe Weltanschauung zu erklären. Versuchen wir's, an der Hand der Gedichte das innere Leben der Dichterin zu erfassen, die für uns Betty Paoli bleibt; wie weit das äußere Leben Elisabeth Glücks, so hieß die Dichterin bekanntlich in Wirklichkeit, mit jenem den Gedichten entnommenen stimmt, das sei dahingestellt.



Schon in der ersten Sammlung findet sich eine sehr merkwürdige Beichte, die ausdrücklich „Kein Gedicht“ benannt ist (S. 70 ff.). Darin hat die Dichterin eine Art Selbstbiographie entworfen oder, wenn man will, eine Rückschau auf ihr Leben, vielleicht in ihrem 25. Lebensjahre, denn sie setzte das Motto vor: „A vingt-cinq ans le coeur se brise ou se bronze.“ Sonnig erscheint ihr Lebensweg nicht, den sie bis dahin gewandelt war, und sie klagt über ihr Geschick:

O, wäre mir das heitre Los gefallen,
Das still beglückend andern Frauen fällt,
In schirmender Beschränkung hinzuwallen
Durch eines engen Kreises kleine Welt!

Ihre Lebensbahn war „ein Kampfplatz“, ihre Kindheit wurde „hingeeopfert einem eitlen Wahn“. Lust und Licht haben ihr gemangelt, starrer Zwang, strenge Regel hielten sie eingeschnürt. „Ich rang dawider, doch es war vergebens.“ Als sie jener Zucht aber entwachsen war, da drang das Leben feindlich und finster auf sie ein:

Mich schirmte keines Freundes treues Lieben,
Durch meinen Frost drang keines Herzens Glut,
Und in die Fremde ward ich fortgetrieben,
Ohn' andre Stütze als den eignen Muth.

Was ich bedurfte, mußst' ich selbst erringen,
Auskämpfen selber jeden herben Streit,
Und drückend lasteten auf meinen Schwingen
Die schweren Fesseln der Nothwendigkeit.

Nicht durfte sie dem inneren Gesetze folgen, nicht „in ahnungsloser Unbefangenheit“ verharren. Ihr Unglück kann sie in zwei Worte fassen: „Ich war ein Weib und kämpfte wie ein Mann!“ Nicht das Gelüste, sich zu emancipieren, trieb sie, nur die Nothwendigkeit zu kämpfen vermochte sie, ihren Geist zu schärfen und zu kräftigen. Aber „blütenlos“ blieb ihre ernste Seele, „im Waffentkleid pflegt man der Blumen nicht.“ Einmal lag auch vor ihr verheißend das Glück, sie wagte zu hoffen, doch nach kurzer Blüte sank es „zu Tod getroffen“, ihr nur eine Wunde zurücklassend. Auch ihr Liebesfrühling glitt so fast ungeahnt an ihr vorüber, da legte sich um ihr Gemüth die Kinde des Lebensüberdusses starr wie Eis! Und nun, da sie nichts mehr vermißt, da sie alles entbehren kann, da sie gelernt hat, mit eigener Hand zu schaffen und zu wirken, ihr Gefühl zu beherrschen, da sie dem Leben ins Auge geschaut hat, naht ihr die Liebe zum zweitenmal. Sie hält sich aber für das Weib, das wohl „mit erschlossnen Augen“ rasch vorwärtstreiben kann auf der Bahn zum Licht:

Zum Forschen, zum Erkennen mag es taugen;
Allein zum Lieben und zum Küssen nicht!

Jetzt kann ihr sein Erscheinen nicht mehr frommen, nun fürchtet sie sich vor dem Glück; nicht hochmüthig weist sie sein Werben zurück, nur klagend ruft sie: „Zu spät! Zu spät!“

Du aber stehst in Deiner Jugend Prangen,
Um welche nie ein trüber Schatten floß,
Dein Auge flammt, es blühen Deine Wangen —
Drum geh, und suche Dir ein bessres Loß!

Die biographischen Daten, die wir aus diesem Gedichte kennen lernten, werden von der Dichterin noch wiederholt erwähnt, dabei ergänzt und näher, genauer erklärt. Am schweigsamsten zeigt sie sich in Bezug auf ihre Jugend. Weshalb sie über ihre Kindheit so wenig sagt, das erfahren wir aus dem Gedichte „Wer nie sein Brot mit Thränen aß“ (Neue Gedichte S. 10), wo es heißt:

Nichts weiß ich von dem Vaterhaus,
Nichts von der Kindheit Paradiesen;
Früh trat ich in die Welt hinaus,
An meine eigne Kraft gewiesen.
Hinschwanden meines Frühlings Tage
In Sorg' und Arbeit, Müß' und Plage,

Das drohende Gespenst der Noth
 Fühlt' ich mich grauenhaft umschlingen,
 Mit allen Kräften mußt' ich ringen,
 Wie oft mein Innerstes bezwingen,
 Mich fügen fremdem Machtgebot!

Nicht ein einziges Mal wird von Betty Paoli ihr Vater erwähnt, und selbst in ihren Novellen bildet wohl das Verhältnis zwischen Mutter und Kind häufig ein dichterisches Motiv, dagegen jenes zwischen Vater und Kind nur einmal flüchtig; da stehen sich Vater und Tochter eigentlich fremd gegenüber, ja des Vaters Schuld vergällt der Tochter nach seinem Tode das Leben („Die Ehre des Hauses“). Wenn Betty Paoli ihre Todten aufzählt — der Vater ist nicht darunter (Neue Gedichte S. 254 ff.); dies ist umso auffallender, als die Dichterin mit solcher Vorliebe den Cultus der Verstorbenen treibt und in ihrem Herzen die Dahingegangenen stets zu neuem Leben erweckt. Eine, wenigstens mir ganz räthselhafte Strophe des eben genannten Gedichtes „Meine Tochter“ (Neue Gedichte S. 256) könnte sich auf den Vater beziehen, doch müßten wir dabei entweder einen der zahlreichen, besonders diese Sammlung entstellenden Druckfehler oder eine freie Construction annehmen. In dieser Strophe spricht sie nach dem todtten Jugendgeliebten eine andere Gestalt an:

Du, Andre, sprich! Was siehst Du schon,
 Wie im Gefühl der Schuld befangen?
 Mahnt bang Erinnern Dich aufs neu,
 Daß Du Dich einst an mir vergangen? —
 Die Thräne, die mein Auge trübt,
 Sie sage Dir, wie ich Dich richte!
 Ich weiß, Du hast mich viel geliebt —
 Dein Schuldbrief, er¹⁾ ward längst zunichte!

Aber, wie gesagt, die Deutung der Strophe auf den Vater ist sehr zweifelhaft, und es bleibt nur die Thatsache, daß Betty Paoli in ihrer überaus intimen, gerade das Persönliche ganz genau und darum nicht immer völlig verständlich behandelnden Dyrif ihren Vater nicht erwähnt. Dies kann unmöglich Zufall sein.

Auch nur flüchtig führt uns Betty Paoli einmal zu den Stätten ihrer Jugend, um anders als Walther von der Vogel-

¹⁾ Dieses „er“ fehlt im Druck, muß aber wegen des Versmaßes ergänzt werden, vielleicht dürfen wir darum „Andrer“ statt „Andre“ lesen und diese Strophe auf den Vater beziehen; die nächste Gestalt ist dann jene der verklärten Mutter.

weide das elegische „owê war sint verschwunden alliu miniu jâr“ anzustimmen. Dies Gedicht „Rückblick“ (Neueste Gedichte S. 35 ff.) zeigt die Heimkehr nach der Stadt, die Betty, „seit der Jugend fernern Tagen“ in der Fremde herumirrend, nicht mehr betreten hatte. Sie wandelt die Straßen auf und nieder und findet alles, alles wieder, wie sie vor Jahren es gekannt:

Mein Haus hier! Keine frohen Stunden
Verlebt' ich unter seinem Dach,
Doch, ob auch äußerlich gebunden,
Frei war der Geist, der in mir sprach!

Und mußst' ich Bittres auch verkosten,
Was that's? Ich war noch stark und jung!

Und die Dichterin schreitet weiter:

Der Freundin Haus hier dicht daneben,
Von üpp'gem Epheugrün umrankt,
Der so wie damals unser Leben
Im frischen Hauch des Morgens schwankt!

Ahl Du meinem Kinderherzen!
Hier ward, was mich verfürzt, gekränkt,
Des Abends unter Plaudern, Scherzen
In des Vergessens Strom gesenkt.

Dort auf dem moosbewachsenen Steine tauschten sie das erste Du und schwuren sich Freundschaft bis zum Tode — der Tod hat mit kalter Hand den Bund gelöst, der längst gelockert, vergessen war. Und die Dichterin tritt hinaus auf den Wall, wo aus den jungen Reifern von „damals“ hohe Bäume geworden sind. Hier war's, wo „schüchtern noch und bebend“ das erste Lied von ihrem Munde tönte, wo sie die Muse zuerst weichte:

O, trätest Du, durch Zaubersegen
Herausbeschworen, Licht und klar
An dieser Stätte mir entgegen,
Du Wesen, das ich selbst einst war ;

Mit Deinem Glauben an das Hohe,
Mit Deinem ungebrochenen Muth,
Mit Deines Sehns nach heil'ger Lohe,
Mit Deines Herzens reiner Glut!

Von der Nothwendigkeit getrieben, mußte die Dichterin, so erfahren wir in anderen Gedichten, die Heimat verlassen, um in Rußland (Nach dem Gewitter S. 47) für sich und ihre Mutter den Unterhalt zu erwerben. Dort scheint ihr die Liebe zum zweitenmal genahzt zu

sein, während in der Heimat der Tod ihr den „Freund“ aus ihren Jugendentagen (Neue Gedichte S. 254) geraubt haben dürfte. Seiner gedenkt sie zuerst, wenn sie andachtsvoll ihre Todten herbeiruft:

Ans lichte Endziel Deiner Bahn
Hast frühe Dich Dein Flug getragen.
O Gott, ich weiß kein Menschenbild,
Das groß und rein wie Deines ragte!
Kein Aug', in welchem Trost so mild,
So siegreich wie in Deinem tagte!

„In des Geliebten todtenblaffen Zügen hat sich,“ wie es in einem anderen Gedichte (Gedichte S. 147) heißt, „ein dunkles Reich“ für sie entfaltet:

Der mächt'ge Tod, der alles bricht,
Hast Deine Macht nicht überwunden!
Du strahlst, ein erdenfremdes Licht,
Herein in meine trübsten Stunden.
Und will mein Geist, vom Natterstich
Des Zweifels blutend, bang verzagen,
Dann rufst Du: „Auf, besinne Dich!
Dein Los ist Wirken und Ertragen!“

Der Geliebte, dessen letzter Blick noch von ew'ger Liebe sprach, dessen letzter Seufzer noch ein Liebesjchwur gewesen, schwebt ihr immer vor:

So bist Du mein Befreier, drängst
Mich rastlos fort zu neuen Siegen,
So wirkst Du noch durch mich, ob längst
Zum Todtenreich hinabgestiegen.
Von Dir gestützt, getragen, ringt
Mein Geist sich durch des Kampfes Wehe,
Den Hauch wahrhaft'gen Friedens bringt
Mir Deine ewig theure Nähe!

„Fast ungeahnt“ war dieser Liebesfrühling an ihr vorübergeglitten (Gedichte S. 72), hatte jedoch ihr Gemüth verdüstert; nun in der Ferne nahte die Liebe zum zweitenmal. Erst schien es ihr „zu spät“, sie fürchtete sich vor der Leidenschaft, dann aber erwacht in ihrem Herzen neues Leben, ihrer Liebe „Flammengruß“ (Gedichte S. 120 ff.) feiert den Geliebten wie einen Halbgott aus versunkenen Zeiten. Jetzt glaubt sie, nur seine Liebe begeistere sie zum Dichten; jetzt verkärt sie den Geliebten zum Ideal und schmückt ihn mit allen herrlichen Eigenschaften. Echt weiblich äußert sich ihr Empfinden; vergessen ist die Stärke, auf die sie sich so viel zugute that, verschwunden die Kälte,

die sie um ihr Herz gelegt, zusammengebrochen der Stolz, in dem sie sich wohl gefühlt hatte. Am schönsten äußert sich dieser neue Zustand in dem Gedichte „Wandlung“ (Gedichte S. 18), das eine Perle deutscher Frauendichtung ist:

Willst Du erschau'n, wie viel ein Herz kann tragen,
 O blick' in meins!
 So reich an Wunden, vom Geschick geschlagen,
 War wohl noch keins.
 Doch mitten in den wüthendsten Orkanen
 Erhob ich mich
 Und schritt dahin auf meinen fernen Bahnen —
 Wie stark war ich!
 Wie ward mir doch nun so mit einem Male
 Die Kraft geraubt?
 Es trogte muthig dem Gewitterstrahle
 Mein stolzes Haupt,
 Doch als Du zu mir sprachst mit leisem Grüßen:
 „Ich liebe Dich!“
 Da sank ich still und weinend Dir zu Füßen —
 Wie schwach bin ich!

Natürlich kann es nicht gelingen, aus den lyrischen Ergüssen der liebenden Frau einen Liebesroman zu entziffern, aber einige Momente treten doch bezeichnend hervor. „Bei Sterngeflimmer“ hat er sich mit ihr verlobt, sie als seine Braut begrüßt (Gedichte S. 24, 76, 149 und 159), nachdem sie lange vor dem entscheidenden Worte gebangt hatte (S. 10 f.):

Wenn ein Kranker schlummernd liegt,
 Mild von Traumesarm gewiegt,
 Schweigen alle im Gemache,
 Daß der Arme nicht erwache. . .

Innig fleh' ich jetzt zu Dir:
 Halte Du es so mit mir,
 Mit dem tief erschöpften Herzen,
 Das entschlummert ist voll Schmerzen!

Halb verblutet schläft es fort;
 Weck' es nicht mit Deinem Wort!
 Trage schonend's Erbarmen
 Mit dem Kranken, Müden, Armen!

Sie hatte bei sich gewünscht (S. 74): „Laß mich allein mit meinem Geistes Schmerz!“ Ja sie hatte ihn gewarnt vor ihrer „Dichterliebe Blut“ (S. 110), weil die Liebe ihrer Seele der Ruß der Eisenjung-

frau sei; aber sie fühlt sich tief beseelt, da seine süße Stimme (S. 55, 96, 102, 150, 171. Nach dem Gewitter. S. 277. Neue Gedichte S. 100, 120. Lyrisches und Episches S. 84) das entscheidende Wort ausspricht. Die Dichterin jubelt nicht in lauter Freude, sie bangt sogar, durch ein zu lautes Wort das Glück, diesen seligen Geist, zu verschrecken (S. 200 f.), doch erschließt sich ihr Herz wie eine Blüte beim Kuß der Sonne (S. 48). Es geht ein innig zitterndes Erschauern durch ihr ganzes Ich; eine Reihe von Gedichten spricht oder stammelt dieses Beglücktsein. Sie bringt sich ihm als „Gabe“ dar (S. 145 f.):

Alles hinzugeben	Kühn sich aufwärts ranken
Ist der Liebe Brauch;	In die Ewigkeit;
Nimm denn hin mein Leben	All mein stilles Sehnen,
Und mein Sterben auch!	Innig Dir vertraut,
Aller meiner Lieder	Das in sel'gen Thränen
Sanften Schmeichellaut,	Auf Dich niederthaut —
Die ein Eden wieder	Nimm, daß nichts Dir fehle,
Sich aus Schutt erbaut;	Wenn die Stunde ruft,
Alle Lichtgedanken,	Meine ganze Seele
Die an Glück und Leid	Hin als Opferdust!

Dieses Bild vom Opfer ist ihr außerordentlich geläufig, es kehrt an unzählbaren Stellen wieder.¹⁾

Sie findet aber auch andere Bilder für dasselbe Gefühl, so sagt sie in einem reizvollen Liede „Genügen“ (Gedichte S. 81):

Weiße Rose, die so bleich
Und so duftig blüht!
Liebe, die so schmerzenreich
Und so festig glüht!

Was an ew'ger Geistesfaat
Mir der Herr geschenkt,
Meine ganze Seele hat
Sich darein versenkt! —

Pflanzen laß die Rose mich
In den Staub vor Dir,
Nicht zum Schmuck und Stolz für Dich,
Doch zur Wonne mir!

¹⁾ Gedichte S. 83, 87, 146, 196. Nach dem Gewitter S. 18, 34, 49, 51, 90, 112, 113, 120, 177, 221, 227. Die Welt und mein Auge z. B. II, S. 43, 228, III, S. 102, 161. Neue Gedichte S. 31, 112, 200, 202, 222, 273, 280. Lyrisches und Episches S. 114, 141, 190. Neueste Gedichte S. 11, 105, 126, 137. Überhaupt hat die Dichterin für mehrere Bilder ihr ganzes Leben lang eine große Vorliebe behalten.

„Aus Herzenstiefen“ (S. 87 f.) huldigt sie dem Geliebten:

Deine Liebe hab' ich nie begehrt,
Weil ich ihrer mich nicht wert erkenne,
Aber wissen sollst Du, daß verklärt
Ich als Opferflamme für Dich brenne.

Wie es also kam, ich weiß es nicht!
Sieghaft tauchend aus des Ostens Thoren,
Überströmte mich das goldne Licht,
Und der Engel war in mir geboren.

Lächelnd jedem Schmerz und jedem Spott,
Folg' ich Dir seitdem auf Deinen Pfaden,
Und Du wardst zum Wort, mit dem mich Gott
Zu dem Fest der Seligen geladen.

Oft war Jammer meiner Seele nah,
Meine Brust durchbohrt vom scharfen Stahle,
Doch die finstre Nacht, sie schien nur da,
Daß der Glanz der Liebe heller strahle.

Als ich mich mit allem Glück und Weh
Fest an Dich, Du Einziger, gefettet,
Hab' ich mich aus stürmereicher See
In den Port der Ewigkeit gerettet!

Aber hangend und zagend betrachtet sie ihr heimliches Glück, das ihr bei Tage unerreichbar bleibt und nur naht, „wenn fern am Horizont erglommen der träumerische Abendstern“ (S. 26), wenn „in Dämmerungen verschwimmt des Abendhimmels Blut“ (S. 133). Dann schreiten sie wohl über die Beresinabrücke (Nach dem Gewitter S. 47), oder sie fahren im Schiffe liebumschlungen „auf der dunklen Flut“ (Gedichte S. 133), oder sie wandeln „einsam durch die bange, die trostberaubte Winternacht“ ihren „Abendgang“ (S. 192). Etwas Dämmerndes bleibt dem ganzen Verhältnisse, als könne die volle Sonne nicht durchbrechen durch Nebel und Finsternis.

Der Geliebte scheint selbst Dichter gewesen zu sein (S. 43, 78, 196. Nach dem Gewitter S. 22, 68), ihr ähnlich in dem Gange, das Leben nicht einfach zu nehmen, sondern darüber zu grübeln. Sie weist seine Frage nach dem Grunde ihrer Liebe wiederholt zurück (z. B. S. 65 f.), das eine Mal in dem köstlichen Liede „Unbewußtes“ (S. 80):

Was fragst Du mich, wie es wohl sei gekommen,
Daß also hell der Liebesstrahl entglommen,
Der meines Daseins schönes Sonnenlicht?
Ich weiß es nicht!

Was fragst Du mich, wie ich es werd' ertragen,
Wenn einst nach diesen himmellichten Tagen
Herein die finstre Nacht der Trennung bricht?
Ich weiß es nicht!

Aber sie möchte „mit süßem Bangen“ erfragen, wie seine Liebe gerade auf sie verfiel (S. 82 f.):

Nach dem Höchsten durftest kühn Du langen,
Und statt seiner hast Du mich erkoren!

Sie macht sich darüber ihre Gedanken, betrachtet seine Liebe als Guld und Gnade und demüthigt sich so sehr, während sie ihn zum Ideal erhebt, daß er (S. 67 ff.) gegen eine solche Verhimmelung protestiert; freilich ruft er dadurch nur neue Bethenerungen hervor.

Die Verhältnisse scheinen dem Bunde der Liebenden nicht günstig gewesen zu sein, sogar eine vorübergehende Trennung nöthig gemacht zu haben (Nach dem Gewitter S. 30), aber der Geliebte kam wieder, und da ringt sich das erstemal ein wirklicher Jubellaut aus dem Herzen der Poetin (S. 165 f.):

Ich seh' Dich endlich, endlich wieder —
Dein träumrisch süßes Angesicht!
Ich höre Deiner Stimme Lieder —
O, das Entzücken tödtet nicht!

Ich lieg' in Deinen treuen Armen,
Du preßest mich an Deine Brust;
In sel'ger Freude Gluterwarmen
Sag' ich Dir, was Dir längst bewußt!

Und goldne Tage seh' ich schweben
Aus ferner Zukunft dunklem Meer,
Vereinigt unser innerst Leben —
O, daß es also, also wär'!

Wie viel und heiß ich auch gelitten
Durch eine lange, lange Zeit,
Mein Schmerz hat Herrliches erstritten:
Des Wiederfindens Seligkeit.

Sie fleht den Geliebten an (S. 94 f.):

Nimm mich mit, wohin Dein Fuß
Auf des Lebens Pfaden gehet,
Denn da weht mir Heimatsgruß,
Wo Dein süßer Athem wehet!

Nimm mich mit, wenn kühn Dein Geist
 Fliegt durch alle Himmelsräume
 Und zur Erde, die verwaist,
 Bringt des Jenseits goldne Träume!

Nimm mich mit, wenn ins Gefecht,
 Wo Du heldenherrlich streitest
 Für der Menschheit heilig Recht,
 Du, ein edler Ritter, schreitest!

Nimm mich mit, wenn, still gebückt
 Zu der tiefen Geisterquelle,
 Deine Seele sich erquickt
 Mit des Denkens Lebenswelle!

Nimm mich mit, es sei Dein Theil
 Bonne, Jammer, Leben, Sterben!
 Nimm mich mit ins ew'ge Heil
 Und ins ewige Verderben!

Der Geliebte muß jung gewesen sein (S. 74), schön und glücklich, vielleicht war er, wie man aus dem eben angeführten Gedichte und einem anderen (Nach dem Gewitter S. 13) entnehmen könnte, Soldat. Einmal dürfte ihn die Dichterin verletzt haben, worüber sie sich kaum zu trösten vermag (S. 131 f., 202), dann aber muß der Unterschied ihrer Naturen allmählich hervorgetreten sein; es zeigt sich oder scheint ihr wenigstens, daß er nicht fähig sei, ihr „Gefühl“ zu theilen (S. 49), er ist zu „verständlich“ (S. 79), zu klug (S. 182 f.) hierfür. Durch seinen Wiß trifft er sie vernichtend, ein „Wort“ (S. 116) muß dann für ihr Geschick entscheidend geworden sein. Wir hören von leidenschaftlichen Kämpfen, endlich von einem Abschied „für stets“ (so pflegt die Dichterin immer zu sagen; vgl. Gedichte S. 100, 203. Nach dem Gewitter S. 73. Die Welt und mein Auge I, S. 183. Romancero S. 153, 159. Neue Gedichte S. 52, 64, daneben „für allimmer“. Neue Gedichte S. 246. Romancero S. 152, auch „für allewig“. Romancero S. 199 oder „auf allimmer“. Neue Gedichte S. 153):

Sollte nicht der Seele Frieden
 Untergehn in Qual und Pein,
 Mußte unser Bund geschieden
 Und für stets gelöst sein.

Als der Kampf nun ausgerungen
 Und getroffen war die Wahl,
 Hieltst Du schweigend mich umschlungen,
 Scheidend, noch zum letzten Mal.

Und von Deinem Arm umschlossen,
 Hab' die Thräne ich gefühlt,
 Die, aus Deinem Aug' geflossen,
 Meine heiße Stirn gekühlt.

Träumriſch falt' ich jetzt die Hände,
 Fragend: war die Thräne licht,
 Deiner Liebe letzte Spende,
 Meine letzte Lunge nicht?

Noch spät erinnert ſich die Dichterin der Abſchiedsſcene, jenes finſteren, ſonnenloſen Tages (S. 184 f.), der ſie trennte:

Wo ich im wilden Brand der Schmerzen
 Zu Deinen Füßen jammern lag,
 Wo ich Dein Haupt, das ſchöne, bleiche,
 Zum letzten Mal geſegnet hab'
 Und dann mein innerſt Selbſt als Leiche
 Beſtattet in der Liebe Grab.

Und nun in ihrem Schmerz findet ſie die ergreifendſten Töne, eine wahre Symphonie von Leid und Weh eines verrathenen, verlaſſenen Frauengemüthes. Das e'ne Thema wird aufs mannigfaltigſte variiert; vom lauten Schrei bis zur melancholiſch entſagenden Klage beherrſcht die Dichterin eine reiche Scala von Nuancen. Aber der Schmerz wird ihr zur beſten Schule, denn allmählich erringt ſie ſich Faſſung und entfaltet den eigentlichen Kern ihres Weſens. Anfangs ſchwankt ſie zwiſchen dem Haß und der alten Liebe, lei denſchaftlich wühlt ſie in ihrem Schmerz, denn (S. 129):

Mir hat der Herr ein wildres Herz gegeben
 Mit Wünſchen, ſtürmiſch, heiß und unermessen;
 Was ich als falſches Glück ſah vor mir ſchweben,
 Als trennen Jammer muß ich's in mich preſſen.

Die Liebe währt weiter auch nach der Trennung (S. 76 f.), ſo glaubt ſie, auch ihr Gram werde weiter dauern (S. 129). Sie fühlt aber den Schmerz ſchwinden, und das erſcheint ihr als das Allerschrecklichſte (S. 106):

Ich hoffte einſt auf ſchöne Tage
 Und lauschte mit erſchloßner Bruſt
 Der märchenhaften Wunderſage
 Von ewig heit'rer Liebesluſt.
 In jugendfrohem Übermuth
 Glaub' ich von jedem Glück und Gute,
 Daß es mir zugewieſen ſei —
 Es iſt vorbei!

Und als der fromme Wahn entschwunden,
 Da fleht' ich, stolz auf meine Qual:
 Bleibt ewig offen, meine Wunden,
 Als unvergänglich Liebesmal!
 Und mußten Freud' und Glück verwehen,
 So soll mein heil'ger Schmerz bestehen,
 Daß eines doch unsterblich sei —
 Es ist vorbei!

(Fortsetzung folgt.)



Bei den griechischen Inseln.

Vom k. k. Gymnasialdirector Dr. Anton Frank.

Mit einer Illustration und einer Kartenskizze.

Prag.

(Schluß.)

Während der Nacht war die See ruhiger geworden, und als sich das Schiff um die sechste Morgenstunde dem Hafen von Eretria näherte, wallten nur sanfte Wellen dahin, so daß in weitem Winkel hinter dem Schiffe der Aufruhr zu sehen war, den der Kiel in die spiegelnde Fläche zog. Das heutige Eretria oder Nea-Psara ist eine neue Besiedlung. Flüchtigen Psarioten wurde im Jahre 1821 hier Land angewiesen. Sie theilten unmittelbar vor der alten Stadt gegen Westen an der ebenen Küste die breiten, regelmäßigen Straßen ab und bauten ihre Häuser, die gewöhnlich bloß ein Geschosß enthalten, daran. Die bestellten Felder reichen ringsum in die Stadt herein. Die Stätte von Alt-Eretria ist versumpft. Die Reisegesellschaft versammelte sich bei dem Museum. Es ist ein simples Wohnhaus, in dessen Hof einige Grabsteine und zahlreiche Marmortafeln mit Inschriften ungeordnet herumliegen. Die besseren Funde waren an dem Tage unsichtbar, da der Demarch oder Bürgermeister, welcher den Schlüssel zum Museum in Verwahrung hatte, auswärts weilte. Der Besuch galt zunächst dem antiken Theater. Da es unter der Burghöhe in der Ebene stehen sollte, grub man den Erdboden für die Orchestra ab und warf die Erde im Halbkreise rückwärts auf, um die Sitzreihen zu gewinnen. Das Bühnengebäude zeigt deutliche Grundrisse. Weil an ihm drei Baupochen zu erkennen sind, ist dieses Theater für die Geschichte des alten Bühnenspiels von besonderer Bedeutung. Nun gieng die Wanderung an der westlichen Schenkelmauer zur einstigen Burg hinan. Dichtes Gestrüpp

iperrte oft den Pfad, so daß wir über die gewaltigen Bausteine der Mauer hinwegklettern mußten, bald hieß es wieder weiter seitwärts ausweichen, und manche der Asphodelospflanzen, die dort auf dem Abhange so kräftig wuchsen, wurde in den Boden gestampft. Die Burgplatte hat einen mäßigen Umfang. Von ihr senkte sich die andere Schenkelmauer gegen Süden zum Meere, und es läßt sich ihre Richtung in dem jumpfigen Ufer noch verfolgen. Ein felsiges Riff war in den östlichen Hafendamm eingebaut, und zu dem Hafen bog unten in der Küstenebene die westliche Schenkelmauer ab. Die Anlage ist dieselbe, wie wir sie bei anderen Küstenstädten, etwa bei Megara, Korinth und Athen ersehen können; eine Anhöhe als Hochburg verbinden die Schenkelmauern mit der nahen Meeresbucht als dem Hafen zu einem schützenden Ganzen. Und hier hatte ehemals ein mächtiges Gemeinwesen geblüht. Mit Chalkis am Euripos, der in etwa fünf Wegstunden zu erreichen ist, stritt Eretria um den Besitz des fruchtbaren Zwischenlandes, welches der Selanthos durchfließt, es beschwor durch die Hilfe, welche es Milet sandte, den Zorn des Perserkönigs wider sich herauf, und als die Barbaren die Stadt zerstörten, erhob sie sich so rauh, daß sie im Befreiungskampfe bei Salamis mitfocht. Im peloponnesischen Kriege stand Eretria im Lager der Feinde Athens, als aber im Norden Griechenlands der Freiheit aller Hellenen eine schwere Gefahr drohte, trat es dem neuen attischen Seebunde bei und theilte sich an den Kämpfen gegen die macedonischen Könige. An solchen Stellen wie diese wird so manches klar, was man aus Büchern allein oft kaum begreift. Eretria ist an bevorzugtem Orte der attischen Küste gegenüber situiert, es war den Athenern sozusagen der Schlüssel für Euböa. Über die selanthische Ebene schweift der Blick in das böotische Gebiet, die Wahlstätte so vieler Kämpfe, welche zwischen den griechischen Staaten ausgetragen wurden. Gegen den Kithäron, dessen Höhenzug deutlich wahrnehmbar ist, streicht das Thal des Asopos hinan, und dies war der beständige Zankapfel zwischen den Athenern und Böotern. Die von widerstreitenden Interessen geleiteten griechischen Städte und Staaten lagen einander so nahe, daß die aus den bloßen Stammesgegensätzen durchaus nicht zu erklärende Feindschaft als Folge der natürlichen Verhältnisse erscheint; es handelte sich um die Frage des sachlichen Besitzes von Land und Meer.

Das Mündungsgebiet des Asoposflusses, in das wir gegen Süden gerade hinübersehen, bewahrt viele Cultstätten des Heros Amphiarao. Er wurde hier als heilender Gott verehrt. Unweit von der Küste an

dem rechten Ufer des Asopos, wo das alte Dropos stand, fand man ein schönes Relief, es stellt die Niederfahrt des Helden in die Unterwelt dar. In dem Kampfe der Sieben gegen Theben war er der einzige, der ob seines frommen Sinnes den Zorn der Götter nicht erregte. Da der Held vor der verderblichen Lanze des Feindes auf dem Biergespann, sein Wagenlenker Baton ihm zur Seite, floh, öffnete ihm Zeus durch einen Blitzstrahl die Erde. Höher im Lande, an zwei Stunden von Dropos entfernt, an der Straße, die von Athen über Aphidnä hierher läuft, hat die griechische archäologische Gesellschaft die Überreste seines Heiligthumes aufgedeckt. Nach kurzer Reise schifften wir uns wieder an der Küste von Attika aus, gelangten über eine Strandebene zwischen üppigen Weizenfeldern und über grasige Wiesen, auf denen einzelne Oliven- und Feigenbäume sprießen, zu einem Landwege, der an einem Waldessaume zu dem heiligen Bezirke, dem Amphiareion, hinanführt. Ein liebliches Thal thut sich auf, von dem Bächlein Mavrodilissi durchrieselt, es fließt gegen Norden dem Meere zu. In dem feuchten Grunde drängen sich die prächtigsten Oleanderstauden, an den Thalgewänden wurzeln einzelne Kiefern und wilde Ölbäume, etwa in der Mitte des Thales unter einer schattigen Platanen bricht auf dem linken Ufer des Baches eine Quelle hervor. Sie war, wie Pausanias berichtet, dem Amphiaraios geweiht. Diejenigen, welche nach der Weissung des Heilgottes Genesung erhalten hatten, warfen zum Danke eine goldene oder silberne Münze in die Quelle. Dicht neben der Quelle gewahrt man den Unterbau eines großen Altares; gleichjam ein kleines Theatron, umschließen ihn zwei aus- gebogene Stufenreihen für die stehenden Zuschauer. Weiteran liegen die Fundamente des marmornen Tempels, von dem Bildnisse des Gottes, welcher dem Asklepios ähnlich dargestellt wurde, hat sich ein Arm gefunden. Ebenso wie im Asklepieion bei Epidaurios waren auch hier Cult und Heilkunst miteinander verbunden. Das stille Thal, die würzige Waldesluft und das Beste der Dinge, das Wasser, waren ganz dazu geeignet, gläubiger Sinn half mit. Der Kranke, welcher sich an den Gott um Beistand wandte, war verhalten, nach dem üblichen Fasten einen Widder als Reinigungsoffer darzubringen und in der Nacht auf der Haut des Thieres im Tempel zu schlafen. Im Traume offenbarte sich ihm der Gott. Dem Heilzwecke dienten die Bäder. Sie waren getrennt, für die Frauen im oberen Theile des Thales und für die Männer weiter unten. Die steinernen Rinnen, welche das Wasser des Bächleins zu den Badeanlagen leiteten, sind noch vorhanden. An einigen Stellen sind sie zu einer tiefen Mulde ausgehöhlt, um das Wasser mit dem

Krüge schöpfen zu können. Schreiten wir vom Frauenbad zu dem der Männer hinab, so haben wir zur linken Hand die Überreste einer Säulenhalle. Sie war mit der langen Seite gegen Osten geöffnet, die steinernen Bänke an der Rückwand laden noch ein platzzunehmen. Etwas höher an der ansteigenden Lehne des engen Thales ist ein kleines Theater eingebaut, Stützmauern sichern das Bühnengebäude, der Zuschauerraum ist in das Gehänge eingelassen. Die Sitzreihen sind hinweggeschleppt, aber fünf schön gearbeitete Marmorsessel stehen noch auf dem ebenen Boden, von dem Bühnengebäude hat man die kurzen Zwischenäulen des Proskenions wieder aufgestellt. Es hatten sich hier zwei Officiere des deutschen Generalstabes zu uns gefunden, sie arbeiteten eben in der Gegend an dem großen kartographischen Werke, welches das archäologische Institut über Attika herausgibt. Gastfreundlich theilten sie mit der Gesellschaft den mit Harz versetzten Landwein, den *Krasi rhezinato*, wie ihn die Griechen nennen. Ein etwas kürzerer Fußsteg führt durch den Wald zur Küste hinab. Die Aleppo- oder Strandkiefer wächst daselbst in schönen Exemplaren. Sie wird nicht so hoch wie unsere Kiefer, ihr Stamm ist auch weniger gerade und gabelt sich in vereinzelte stärkere Äste, die Nadeln sind blässer gefärbt, länger und umkleiden schütterer die Zweige. Einige Stämme lagen, vom Winde gebrochen, auf der Erde. Sie waren an einer Stelle geknickt, wo die Axt den Baum verletzt hatte. In einer Entfernung vom Boden, in der man die Axt am bequemsten handhäft, hauen die Griechen in den Stamm seichte Grübchen, in welchen sich das aus der Wunde des Baumes träufelnde Harz sammelt. So gewinnen sie den Zusatz zu dem Weine, er erhält durch das Harz eine dunklere Farbe und einen zusammenziehenden bitteren Geschmack. An dem Saume des Waldes, wo die Strandebene wieder beginnt, kamen wir an einem Gehöste vorüber. Der Haushund, welcher die Fremden witterte, schlug in heiseren Tönen an, das Thor in der hohen Mauer, auf welcher zudem dorniges Reisig festgelegt war, war wohlverschlossen, nur das mit Schilf gedeckte Dach des Gebäudes sah zwischen dem Geäste der großblättrigen Feigenbäume über das Gehege. Aber seitwärts an dem Wege plätscherte eine Quelle, die der Besitzer in eine Rinne gefaßt hatte, auf den breiten Stein nieder, und mancher der Theilnehmer bückte sich, um von der erquickenden Spende zu genießen.

In der folgenden Nacht nahm der Dampfer eine weite Strecke, und wie es die Eintheilung des Tages bestimmte, stand er in früher Morgenstunde in der Bucht von Gavri. Gavri ist das Gaurion der

Alten, ein Hafenort an der Westküste der Insel Andros. Der Ort liegt in dem nördlichen Drittel der Insel. Gleich einem schützenden Wall biegt in zurückgezogener Ausbuchtung der steile Küstenraum von der Insel ab und öffnet gegen Süden den Hafen. Unser Besuch galt einem antiken Thurme, der an zwei Wegstunden landeinwärts liegt. Es geschah hier an die Behörde die Meldung, und als wir das Land betraten, empfing uns mit freundlichem Gruße der Commandant der kleinen Stadt und stellte sechs mit dem Gewehr bewaffnete Soldaten als Wegweiser und wohl auch als Bedeckung bei. Die Stadt lehnt sich zum Theile an die ansteigenden Hügel an. Wir wanderten durch eine von Wasserrissen und Hohlwegen mannigfach durchschnittene Gegend bald über Weideplätze, auf denen Herden von kleinen braunen Ziegen und langwolligen Schafen das spärliche Gras rupften, bald zwischen den langen Stein-gehegen hindurch, welche die Fruchtfelder einfrieden. Es sind Steinplatten von dem eisenhaltigen Glimmerschiefer, der hier gebrochen wird, zu Mauern aufgeschichtet, größere Platten stehen aufrecht in der Mauerflucht, um an Material zu sparen. Das Untergestein der Felder verwittert leicht und bildet eine magere röthliche Ackererde, die Gerste und der Weizen, die hier und da angepflanzt waren, standen auch in schütterten Halmen. Der genannte Thurm erhebt sich an einem steilen, zur Mittags-sonne gekehrten Abhang. Um alle Querwege abzukürzen, überstiegen wir zuletzt das Steingehege und befanden uns auf einem sorglich angebauten Plage. Oben an der schroffen Lehne liegt das Gehöfte des Besitzers, aus der Richtung kommt ein Bächlein herab, und zwischen dem dichten Strauchwerk eilt es flüchtigen Schrittes über das glatte Gestein. Aber nicht ungenützt darf es vorüber. Zu schmalen Terrassen ist die Fruchterde gefaltet, und in Furchen werden die Wasseradern zwischen die Beete geleitet, auf denen Saubohnen und Zwiebeln gedeihen. Hier und da hat ein Mandel- oder Feigenbaum Raum erhalten, das unnütze Gesträuch ist an den Terrassenrand zurückgeschoben. Zwischen den Stämmen und Wipfeln thun sich die Durchblicke zur See auf, die hier der Schlucht folgt und in einem Winkel in das Land vordringt. Es ist ein Bild, wie es Friedrich Preller in seinen classischen Landschaften auf die Fläche gezaubert hat. Der Thurm ragt gleich einem gewaltigen Cylinder unter geringer Verjüngung noch bis zu einer Höhe von mehr als 20 m auf, die Zinnen, welche ihn krönten, sind abgestürzt. Vor dem Eingange ist gegen Süden eine breitere Terrasse vorgelegt, in der senkrechten Linie über der Thüröffnung trägt er etwa in der Mitte einen balkonartigen Ausbau, und etwas tiefer befindet

sich ein größeres Fenster. Man konnte also von obenher einem angreifenden Feinde durch Steine und Geschosse den Eingang verwehren. Der Thurm stammt wahrscheinlich aus griechischer Zeit und diente den Bewohnern der Gegend als Zuflucht vor räuberischen Überfällen; die Gegend war auch im Alterthum dichter bevölkert, es wurde hier nach Eisen gegraben. Die Thür des Bauwerkes ist schmal und so niedrig, daß nur eine Person gebeugten Hauptes in das Innere treten kann. Wir stehen in einer Kammer von etwa 6 m Durchmesser. Übertragende Steine der Mauerwand bildeten die Decke, die Öffnung, die sie in der Mitte frei ließen, war durch strahlenförmig gebettete mächtige Platten geschlossen. Nun ist der größere Theil der Decke abgebrochen und bietet den Ausblick in den inneren Raum. Die Wände sind hier nach dem Loth abgearbeitet, und die Stärke der Mauer beträgt in der Thüre an 2 m. Holzböden sonderten den Raum über dem unteren Gemach in etwa vier Kammern, die Verbindung zwischen ihnen stellte eine schwebende Stiege her, deren Stufen noch aus der Wand hervorragten. Um aber aus dem untersten, fest abgedeckten Raume in die oberen Kammern zu gelangen, ist über der Eingangsthür in dem Mauerkörper eine enge Öffnung gelassen, durch sie schiebt man sich mit Händen und Füßen empor und tritt auf die Steindecke hinaus. Einer der jüngeren Theilnehmer war so verwegen, daß er auf der Stiege bis zur Höhe des Thurmes hinankam.

Um die zehnte Morgenstunde lichter der Dampfer im Hafen von Gavri die Anker. Bei ruhigem Wetter streicht er an der Küste von Andros hin, von der rechten Seite sind das attische Gestade und Neos in Sicht. Gyaros tritt vorne näher heran. Der Bergrücken, welcher der Insel Andros die südöstliche Richtung gibt, setzt sich auf dem nahen Tenos fort, nur eine schmale Enge, Steno genannt, trennt die beiden Inseln. Während der Gebirgskamm auf Andros durch Einschnitte mehrfach gegliedert ist, zeigt er auf Tenos einen gleichmäßigen Verlauf. Die blendend weiß getünchten Häuser, die hier von der Küste bis unter den Kamm emporsteigen, lassen auch auf einen reicheren Anbau schließen. Auf dem grauen Hintergrunde der Gebirgslehne sind sie in die dunkelgrünen Baumpflanzungen, aus denen sie herabgrüßen, wie auf das Ungefähr hingestreut. Im südlichen Theile der Insel, wo das Gebirge von der Küste etwas weiter zurücktritt, liegt die Stadt Tenos, die Klostergebäude der Panagia Evangelistria sind deutlich zu unterscheiden. Was das kleine Delos im Alterthum gewesen ist, eine Stätte frommer Verehrung und ein Sammelplatz der Schiffe, welche das ägäische Meer

durchkreuzten, das ist nun Tenos mitammt dem nahen Syros. Daß beide ihren Vorthail hierbei wahren, folgt aus der Natur der Sache. Und wie im heidnischen Alterthum der schlechte Volksglaube die seligen Götter ihre Holzschnitzbilder vom Himmel werfen ließ, den Menschenkindern ein sichtbares Zeichen ihrer Gegenwart und Huld, so weiß das selbe Bedürfnis in unseren Tagen gleiche Mittel und Wege zu finden, sich zu genügen. Das Bild der Phaneromene, der „Geoffenbarten“, in der Klosterkirche von Tenos genießt bei den heutigen Griechen eines besondern Rufes. Man hatte es im Jahre 1824, durch den Traum einer Nonne geleitet, auf dieser Stelle aus der Erde gegraben. Die Zahl der durch das Bild bewirkten Heilungen war so groß, daß sich der Zuzug der Kranken und Leidenden von Jahr zu Jahr mehrte, die Dankbarkeit der Gekurten errichtete der heiligen Jungfrau einen Tempel von glänzendem Marmor, und zwei Wochen vor den griechischen Ostern wallen die Pilger, selbst Mohamedaner unter ihnen, von nah und fern zum Gnadenorte.

Um die zweite Stunde des Nachmittages fuhren wir an Tenos vorüber, und gegen vier Uhr lief der Dampfer in den Hafen von Mykonos ein. Die freundliche Stadt mit etwa 3500 Einwohnern breitet sich an der Westküste der Insel in der Tiefe einer geräumigen, nach Norden geöffneten Bucht aus. Sie lehnt sich im Halbkreise an das Gestade, der größere Theil liegt flach, im Osten erhebt sie sich mäßig, und hier stehen an ihrer Grenze die Höhe hinan und nebeneinander gereiht Windmühlen, etwa neun an der Zahl. Auch ihr Gemäuer ist wie das der Häuser hellweiß getüncht, die Flügelarme strecken sie heute ruhig in die Windstille hinaus. Mykonos führt russisches Getreide ein, vermahlt es auf den Mühlen für seinen Bedarf und für den Handel. Wir stiegen an das Land, um das Museum zu besichtigen. Mehr aus kindlicher Neugierde als aus Bettelei drängte sich die Jugend an die Fremden heran, aber der gestrenge Polizeimann schlug mit derber Ledergerie in die nackten Füßchen, daß sie auseinander stob. Sie kamen jedoch immer wieder herzu und geleiteten uns durch die engen Gassen zum Museum. Es sind die Funde der Umgebung in dem Erdgeschoß eines Privathauses untergebracht, die meisten stammen von Delos. In den niedrigen, schlecht beleuchteten Zimmern sind die Gegenstände ohne Ordnung zusammengehäuft, verstümmelte Marmorstatuen aus den verschiedenen Perioden der griechischen Kunst, Architekturstücke, Grabstelen und Reliefs, in einem Glaschranke befinden sich einige Bronzen, Pfeilspitzen und kleine Thonfiguren, auf Brettern an den Wänden liegen Thonlampen, Marmorköpfe, abgeschlagene Hände und Füße von Statuen. Die meisten

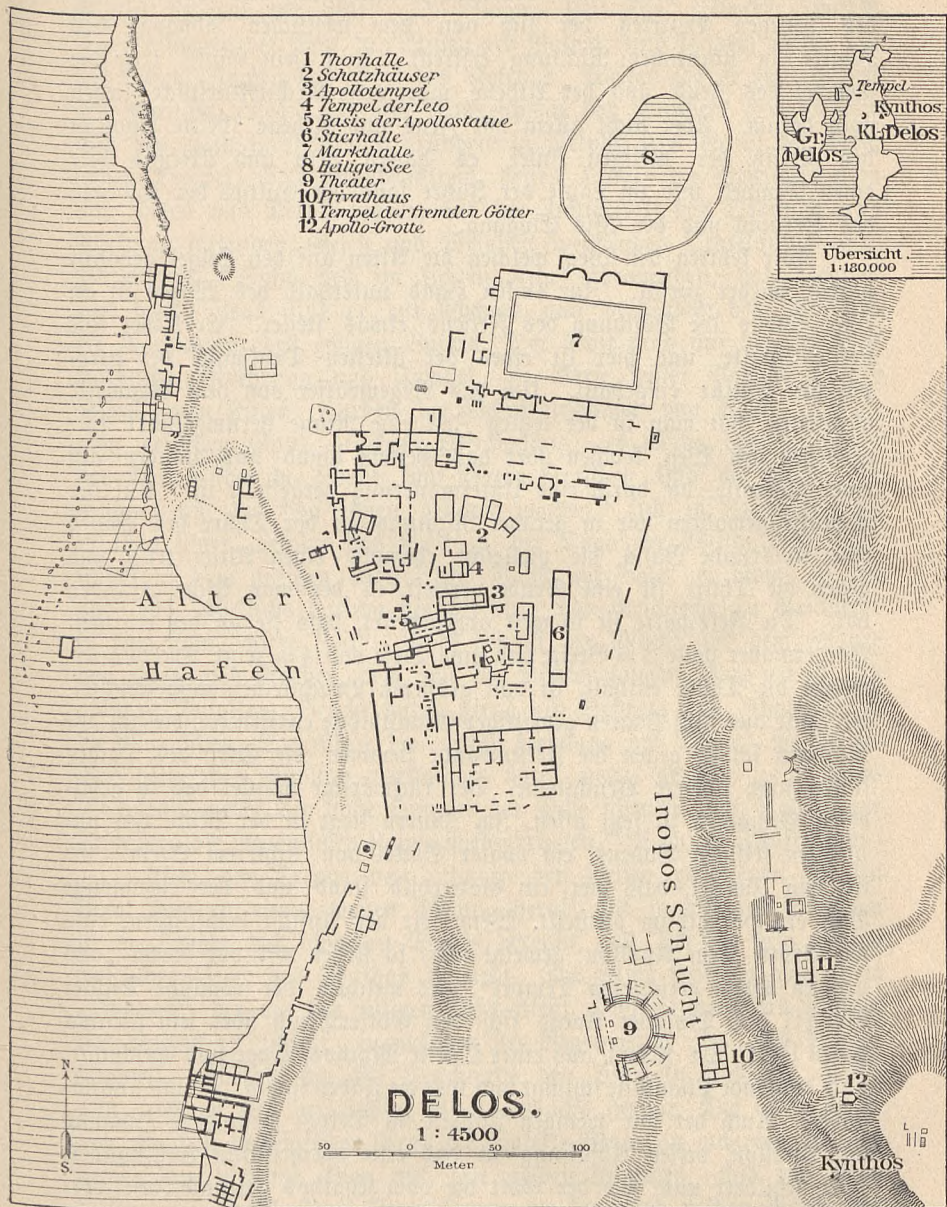
Besucher scharten sich um eine aufrecht stehende und an das Fensterlicht gerückte Marmorplatte, auf deren beiden Seiten die Schrift eingegraben ist. Der eine und der andere der Herren hatten Papier, Schwamm und Bürste zur Hand, sie ließen sich Wasser in einer Schüssel bringen, um von der Platte einen Abklatz zu nehmen. Es ist dies jene Marmorplatte, welche auf Delos gefunden wurde und ein Verzeichniß der Tempelschätze des delischen Apollon aus der Epoche enthält, als die Römer nach der Zurückdrängung des Antiochus von Syrien das östliche Mittelmeer in ihr Machtbereich zogen. Wir ließen die Archäologen bei der gelehrten Forschung vergangener Zeiten, und einige engere Kollegen von der Mittelschule beschlossen, einen Rundgang durch die Stadt zu machen. Die Häuser an der Hafenseite zeigen, da sie der Regel nach mehr als ein Geschosß tragen, ein stattlicheres Aussehen, sonst verrathen sie ein bescheidenes, aber trauliches Heim. Ihre Fronte ist schmal, und unmittelbar von der Gasse führen sechs bis acht Stufen in den bewohnten Theil des Hauses, über der Treppe ist gewöhnlich ein balkonartiger Bau aus Holz bis zu dem niedrigen, weit vorspringenden Dache eingefügt. Die Frauen von Mykonos scheinen sich an die griechische oder richtiger gesagt türkische Sitte, die Öffentlichkeit zu meiden, nicht zu kehren. Allenthalben war eine der Hausfrauen unter der Thüre zu sehen, und Mädchen verschiedenen Alters trafen wir auf der Straße. Einige von schlankem Wuchs und schönen Formen fesselten den Blick. Das Nieder, welches sie nach italienischem Schnitte tragen, kleidet sie zum Vortheil, es läßt das Ebenmaß von Schultern und Hals hervortreten. Der Kopf, mehr schmal als breit, gibt durch das volle Kinn, durch das geschlossene Profil von Nase und Stirn und die großen Augen eine scharfe Zeichnung, das dunkle, wellige Haar legt sich in die Schläfen. Als wir zum Hafen zurückkehrten, fanden wir auch die anderen Herren. Sie saßen vor der Schenke und schlürften aus den kleinen Schalen den nach türkischer Art bereiteten Kaffee oder sprachen der Gabe des Bakchos zu, vor ihnen blinkten in der Sonne die noch nassen Papierbogen, auf denen die Schriftzeichen jener Steinurkunde eingedrückt waren. Wir traten herzu und erfreuten uns an dem dunkelrothen Wein von süßlichem Geschmacke, es war, wie die Kenner behaupteten, Samier Wein.

Von Mykonos nach Delos ist eine kurze Fahrt von kaum einer Stunde. Vor Sonnenaufgang ankerte der Dampfer in der nördlichen Eintrittspforte des langen Canales, welchen Delos mit der westlich vorgelagerten Insel Rheneia oder Groß-Delos bildet. Einige Theilnehmer, es waren an zwölf Herren, verlangte es, vom Kynthos aus, an dessen

felsigem Fuß Veto den Lichtgott gebär, das aufgehende Tagesgestirn zu erwarten. Die Boote setzten uns an der Stelle aus, welche die zum Theil noch am Ufer gereihten Quadern als den alten Hafen bezeichnen. Es war keine geringe Mühe, den Weg über das Trümmerfeld und das vom Morgenthau triefende Gras zu verfolgen, um noch zur rechten Zeit die Spitze des Berges zu gewinnen. Goss im Safrangewande hatte bereits den leichten Nebel, der sich über das Meer gelegt hatte, durchbrochen. Plötzlich blitzte es über den zackigen Höhen von Mikaria auf, und langsam hob sich das leuchtende Gestirn, von dem die Strahlen wie brennende Pfeile durch den zerfließenden Nebelschleier immer tiefer dahersflogen. Es war zur Hälfte sichtbar, da begann von rückwärts her, mochte dies eine Wirkung der dazwischen befindlichen, von Dünsten gesättigten Luftschichten oder des unverwandt starrenden Auges selbst sein, sich eine hellere Lichtflut über die abdunkelnde Scheibe zu ergießen, und sprungweise schien das ganze Schauspiel über dem nächtigen Untergrund des Gebirges emporzurücken, bis der volle Sonnenball in der Luft schwebte. Und wirklich in reicherer Fülle sendet der strahlende Gott sein Licht hier herab auf die im Kreise liegenden Inseln, die allmählich auch aus weiter Ferne dem Blicke sich zeigen, und auf das stille Meer, dessen spiegelnde Fläche den Glanz nochmals heraufwirft. Was die Dichter der Alten, Homer, Alkaios, Theognis, ob der Geburt des Sonnengottes gesungen haben, „es lachte auf die gewaltige Erde, und es freute sich die tiefe Flut des grauen Meeres,“ das mag sich hier jeden Morgen durch das erstehende Licht ereignen. Rector Becklein, der bei der Gesellschaft anwesend war, hatte auch sein Büchlein mitgebracht, und es klangen die Verse aus dem Homer'schen Hymnus über die Geburt des delischen Gottes der Sonne entgegen. Und gleichsam um hier oben Gastfreundschaft zu üben, hatte ein anderer Herr, Professor Heiberg aus Kopenhagen, eine große Flasche Samier von Mykonos heraufgeführt, und es gieng der Becher mit manchem Zuruf in die Runde. So weilten wir noch einige Zeit an der Stätte, dem Gespräche und Schauen hingegeben.

Der Kynthos ist ein breiter, kegelförmiger Hügel von 106m Höhe, sein Gestein ist grauer harter Granit. (Sieh die Kartenskizze.¹⁾ Er erhebt sich ungefähr in der Mitte des schmalen Eilandes, das von Norden nach Süden

¹⁾ Die Eliehés zur Kartenskizze und zum Bilde hat uns die Wiener Verlagsbuchhandlung G. Freytag & Berndt in liberalster Weise zur Benützung überlassen.



gelagert ist, und bietet eine deutliche Aussicht auf das Trümmerfeld des heiligen Bezirkes, der sich von dem westlichen Abhange des Hügels in nördlicher Richtung erstreckt. Auch sein Gipfel trug die Tempel des Zeus und der Athene, marmorne Architekturstücke liegen noch herum. Aber nicht allein mit Zeus und Athene theilte Apollon den Besitz der heiligen Insel, es hatten Leto und Artemis hier einen Tempel, und im Laufe der Jahre fand der Cultus der Naxi, des Serapis und der Isis Eingang.

Wir kehrten den Weg, welchen die Alten auf den Hügel gebahnt hatten, wieder zurück. Zur linken Hand unterhalb des Weges ist an einer Stelle die Böschung des Felsens etwas steiler. Er bildet eine breite Spalte, und hier ist eines der ältesten Denkmale der europäischen Cultur eingebaut. Um das Regenwasser von dem Bawerke abzuleiten, hat man in der letzten Zeit eine Rinne herumgeführt. Wir verließen den Weg, krochen über das Gestein hinab und standen auf einer Terrasse, die durch eine Untermauerung hergestellt ist. Auf der Terrasse gewahren wir in gerader Richtung zu der Thüre des Baues eine kreisrunde Basis, die vielleicht ehemals einen Altar trug, und gegen die Thüre ist eine Grube vertieft, in der man Asche gefunden hat. Die Felspalte ist so weit abgearbeitet, daß sie an der einzigen Vordermauer volle 3 m Breite und eine Tiefe von 4 m zeigt. Die Mauer, welche die Thüre enthält, ist von größeren Bruchsteinen aufgeschichtet, die Decke aus fünf Paaren gewaltiger Granitblöcke construiert, die sich wie Sparren schräg gegen die Felsenwände stemmen, die Ecken des Daches füllen noch schwere Bruchsteine. Der rückwärtige Winkel des so gebildeten Gemaches ist jetzt offen. Im Innern liegt in der Mitte des ungleichen felsigen Bodens ein ovaler Sockel von lichterem Stein. Es ist kein Zweifel, daß hier ein Götterbild stand und der eigenartige Bau ein Heiligthum darstellt. Wenn wir der Ansicht beipflichten, daß die Grotte dem Apollon geweiht war, so stehen wir vor jenem „aus uralten Stein errichteten Tempel“, aus welchem der römische Dichter Vergil den Trojaner Aeneas sich den Götterspruch über sein Geschick holen läßt. Da strömt aus einer Quelle Mythos, Sage und Geschichte, und dichtende Phantasie schlingt und löst die Fäden sinnig zu- und auseinander. Auch der vor wenigen Jahren in Delphi gefundene Hymnus auf Apollon, dessen Abfassung in das erste vorchristliche Jahrhundert fällt, schildert uns, wie der Gott die vom Nynthos gekrönte Insel verlieh und dem fruchtbaren Attika, den Höhen der Pallas, zuschritt. Der liebliche Ton der Flöte im Verein mit den süßen Klängen der Zither

begleitete ihn auf seinem Gange, und sofort erscholl von der Burg der Göttin dreimal der Ruf: „*Ἰὲ Παῖαν*, Heil Dir, rettender Gott!“ Froh erkannte der Gott den Willen des Vaters, und seitdem nennt ihn mit diesem Namen das Volk des Refrops. Weiter zog er zum Gipfel des Parnass, erlegte mit dem Sonnenpfeile den Drachen, gewann den Sitz des alten Drakels und gründete in Delphi, dem Nabel der Erde, seinen Tempel. Der Glaubenskreis, dessen Träger die Priesterschaften von Delos und Delphi waren, hat die Lichtgestalt des Ordnung und Einklang stiftenden, Gesetz und Weisheit spendenden Drakelgottes zum Mittelpunkt. Sohn des im lichten Äther thronenden, des höchsten und besten Zeus, sitzt er zur Rechten und verkündigt den Menschen die Rathschläge des ewigen Vaters. Der Gott fand auf der italischen Halbinsel Verehrung und Tempel, die Verse seiner Propheten, der Sibylle von Kumä, wurden die Schicksalsbücher von Rom. Da die vom delischen Gotte gegebene Weissagung, „es werde das Geschlecht des Aneas über die Lande und Meere herrschen und die Söhne der Söhne, und die von ihnen geboren werden,“ sich in Augustus zu erfüllen schien, gelobte das Volk in der Toga zur Wende des Jahrhunderts dem gütigen Gotte den Dank, auf daß „er Roms Macht und das glückliche Latium hinüberführe von Geschlecht zu Geschlecht in eine stets bessere Zeit“. Doch bei all der Macht und dem Glanze des gewaltigen Reiches, dem, wie die Dichter sangen, Augustus das goldene Zeitalter gebracht hatte, gieng ein Sehnen und Ahnen durch die Menschheit. Sie fühlte die „große Ordnung der Dinge“, welche die Prophetin des Apollon verkündigt hatte, nahe gerückt, „ein neues Geschlecht werde der hohe Himmel der Erde schenken, der Sohn einer Jungfrau die saturnischen Zeiten wiederbringen.“ (Sieh die Illustration.)

Über eine Treppe von acht in den Felsen gehauenen Stufen steigt man zu einer zweiten Ebung herab, und in wenigen Schritten ist die Sohle des schmalen Thales erreicht, das sich an dem breiten westlichen Fuße des Kynthos hinzieht. Die Alten sprechen von einem „*Ἰνoπoς*“, der auf der heiligen Insel fließt. Hier ist wohl das Rinnsal des Baches zu suchen, in welchem bei Regenwetter sich das Wasser sammelt. Überall, wo die Fruchterde den Wurzeln Nahrung genug gibt, drängte sich der üppige Pflanzenwuchs hervor. Die wilde Wicke hob zwischen dem saftigen Gras die violette Blüte, an mageren Stellen gedieh der niedrige Klee mit den gelben Köpfchen, und den Plan färbten die dunkelgelben Sternblumen, die brennend rothen Rosen des Katschmohnes noch bunter. Bienen, etwas kleiner und heller gefärbt

als unsere, auch dichter behaart, suchten im Sonnenschein die Blumen ab, und hier und da wiegte sich ein Käferchen im lichtgrauen Pelz auf den schwanken Stengeln. Unweit von dem einstigen Tempelbezirk grastn drei Kühe. Sie sind Eigenthum des Wächters, welcher seit den Ausgrabungen der französischen archäologischen Schule auf der Insel wohnt. Die Ausgrabungen wurden im Jahre 1873 begonnen, ließen aber die zurückgeworfenen Schuttmassen an Ort und Stelle liegen. Sie sollen, da die Arbeiten in Delphi ihren Abhluß erhalten, nun ernster in Angriff genommen werden. Die Funde, die bisher unter den Trümmern hervorgezogen wurden, geben der Hoffnung Raum, daß der Boden noch reiche Schätze berge. Nachdem die Insel durch den Seeräuberkrieg im Jahre 69 vor Christus hart mitgenommen worden war, scheint ein Erdbeben die völlige Zerstörung herbeigeführt zu haben. Seitdem war sie verödet und verlassen. Nur die Bewohner der umliegenden Inseln fanden sich ein, um Bausteine für ihre Häuser zu holen oder in den ausgehobenen Gruben die Marmorstücke zu Kalk zu brennen.

Unterdessen waren auch die anderen Theilnehmer ans Land gekommen, und von der Seite, von welcher man einst die heilige Stätte betrat, begann die Erklärung. Wenige Schritte von dem alten Hafen sind die Grundmauern einer Thorhalle bloßgelegt worden. Die Stufen sind sehr abgenützt, der Grundriß zeigt die üblichen Formen, die Querwand mit den Thüröffnungen in der Mitte, eine schmale Säulenhalle mit vier Säulen war nach Süden vorgebaut, und eine gleiche Säulenhalle öffnete sich gegen Norden in den Tempelbezirk. An der linken Seite des guten Weges, welcher von Süden zur Thorhalle einmündet, stehen noch jetzt die Basen, die ehemals Ehrenstatuen trugen, die nördliche bezeichnet durch die Inschrift ein Standbild des Sulla. Indem die „heilige Straße“ innerhalb des Tempelbezirkes gegen Osten ablenkt, führt sie an den Schatzhäusern, die zur linken Hand liegen, vorüber und biegt rechts zu dem Eingange des Apollotempels ab. Von den Schatzhäusern, deren Grundrisse eine Cella mit einer Vorhalle aufweisen, gehörte eines nach den aufgefundenen Inschriften den Andriern und ein zweites den Naxiern. Den Tempel des Apollon documentiert seine höhere Lage als das wichtigste Gebäude des Bezirkes. Auf einer Grundsicht von graublauem, kalkhaltigem Glimmerschiefer erhob sich der dorische Bau von parischem Marmor mit einer Vor- und Hinterhalle, ein Säulenfranz stützte das Dach. Die Säulen sind im Mantel geblieben, nur unten und oben sind die Ansätze der Canne-



311 Seite 115.

luren ausgearbeitet. Von dem plastischen Schmucke haben sich bloß spärliche Reste erhalten, ein Stück der Sima zeigt ein Palmettenornament und Löwenköpfe. Der Bau wird in das vierte vordhriftliche Jahrhundert angesetzt, er trat offenbar an die Stelle eines älteren Heiligthums. Dicht neben dem Apollotempel, an seiner nördlichen Seite und etwas gegen Westen gerückt, nimmt man nach den Nachrichten der Alten den Tempel der Veto an. Auch er war, nach den umherliegenden Architekturstücken zu schließen, im dorischen Stil ausgeführt. Hier fanden sich die Bruchstücke der beiden Darstellungen von dem Raube der Dreithyia durch Boreas und des Kephalos durch Eos, die einen trefflichen Beweis liefern, mit welcher Meisterschaft die griechische Plastik lebhafteste Bewegungen in der schweren Marmortechnik zu verkörpern wußte. Die Gruppen bildeten wahrscheinlich die Mittellakroterien des Tempeldaches, sie bewahrt jetzt das Nationalmuseum in Athen. Westlich von dem Tempel des Apollon ruht an der Nordwand einer Säulenhalle an Ort und Stelle die Basis für die gewaltige Statue, welche die Naxier dem Gotte Apollon errichteten. Die Inschrift von ganz alterthümlichen Buchstabenformen hebt es als etwas Besonderes hervor, daß Basis und Bildnis aus einem Blocke gemeißelt sind. Die eingearbeiteten Standspuren bezeugen jedoch das Gegentheil. Von der Statue liegt einige Schritte abseits der Oberkörper, die Arme sind abgeschlagen. Der Gott war nackt dargestellt, um die Lenden mit einem breiten metallenen Gürtel bekleidet. Die Weite des Rückens über die Schultern mißt 2.2 m. Es ist ein sehr alterthümliches Werk von der steifen Haltung der ägyptischen Statuen. Man stelle sich das Bildnis in der ganzen Größe aufrecht vor, die strengen und ebenmäßigen Formen in dem an seiner Oberfläche durchsichtigen Marmor ausgedrückt, das volle Haupthaar symmetrisch in den Nacken fließend, die Augen starr vor sich gerichtet und um den Mund das grinsend freundliche Lächeln: das Geheimnisreiche, welchem der Mensch den Namen des Göttlichen gibt, tritt in diesen fest bestimmten Formen scharf in Erscheinung, und eine spätere Kunstübung hat mit Bewußtsein auf sie zurückgegriffen.

Von den Säulenhallen, deren Unterbauten die Ausgrabungen aufgedeckt haben, sei die sogenannte Stierhalle erwähnt. An der östlichen Grenze des heiligen Bezirkes dehnt sie sich in einer Länge von 67 m von Norden gegen Süden hin, ihre Breite beträgt an 9 m. Auf einer Grundmauer von Granit erheben sich noch die drei Marmorstufen, die Umfassungsmauer umgab die Langseiten und die nördliche

Schmalseite des Gebäudes, die südliche Schmalseite bildete wahrscheinlich eine offene Halle mit dorischen Säulen zwischen den Mauerpfeilern. Treten wir hier in das Innere, so gelangen wir durch den Vorraum in die langgestreckte Halle mit einer bassinartigen Höhlung in der Mitte. Mehrere Stufen führen zu dem dritten, nördlichen Raume. Pfeiler mit vorgelagerten dorischen Halbsäulen, deren Capitäl schmückte, liegende Stiere, die Veranlassung zu der Benennung geboten haben, fassen den Eingang ein. Ein umlaufender Fries mit Kampfdarstellungen und sitzenden Göttergestalten, von dem einige Platten das Museum in Mykonos aufbewahrt, schmückte wahrscheinlich die innere Mauerwand. In den herumgestreuten Granitblöcken vermuthet man Reste des berühmten Hörneraltars. Der Altar, welcher von den Alten als eines der sieben Weltwunder gepriesen wurde, war dem Apollon geweiht und hatte seinen Namen von den rings um ihn angehefteten Widderhörnern. An der nördlichen und südlichen Grenze des bisher umschriebenen heiligen Gebietes schlossen sich die Plätze und Gebäude für den gemeinen Verkehr an. Wir können sie geradezu als das Handelsviertel bezeichnen, denn Delos war um das zweite Jahrhundert vor Christus der wichtigste Stapelplatz des Mittelmeeres geworden. Da standen umfangreiche Schoppen aus Stein und Holz, wo die Waren eingelegt wurden, Gebäude zur Ausstellung und zum Verkaufe derselben, ausgedehnte Hallen und Prachtbauten in Marmor, die mit Statuen geziert und von breiten Straßen und geräumigen Plätzen umsäumt waren. Eine Markthalle aus dieser Zeit ist im nördlichen Viertel aufgedeckt worden. Ein großer viereckiger Hofraum ist durch eine Umfassungsmauer begrenzt, gegen die Hafenseite waren außen Magazine angebaut, im Innern umgaben den Hof dorische Säulenhallen mit Nischen und viereckigen Zimmern. In einer der Nischen an der Westseite liegt neben der Basis das Standbild des C. Osellius, ein Werk der attischen Künstler Dionysios und Timarchides. Die Künstler, welche an der Einführung der griechischen Kunst nach Rom einen wesentlichen Antheil hatten, lebten im zweiten vorchristlichen Jahrhundert. Der Römer Osellius ist in heroisirter Gestalt gedacht, und die Behandlungsweise erinnert an die des Praxiteles. Der Marmor ist blendend weiß wie Elfenbein, Kopf und Vorderarme der Statue sind abgeschlagen. Verwundern muß es, daß man das Kunstwerk unter den Trümmern im Freien liegen läßt. Unmittelbar an die Markthalle stößt gegen Norden der runde heilige See, dessen Ufer eine niedrige Mauer einfaßt. Nach der Sage, die uns Theognis berichtet, hat an seinem Ufer Leto Apollon geboren.

Mittag war angebrochen, und wir kehrten zu dem Schiffe zurück, um das Mahl zu nehmen. Um die dritte Stunde war die Zusammenkunft im Theater angesagt. Der Zuschauerraum ist in den niedrigen Rücken eingeschnitten, welcher das Thal des Inoposbaches im Westen begrenzt. Von den Sitzreihen schweift nun der Blick über das flache Felsenriff der Dekateinsel hinüber auf die Todteninsel Rheneia. Peisistratos hatte die Reinigung der „heiligen Insel“ angeordnet. Die auf Delos beigefetzten Leichname wurden auf Rheneia übertragen, und die fernere Bestattung war auf Delos untersagt. Die Anlage des Theaters zeigt den vollendeten griechischen Bau des vierten Jahrhunderts. Der Raum für die Zuschauer hat die Maße eines überhöhten Halbkreises, Stützmauern an den Stirnseiten halten das angeschüttete Erdreich. Längs der untersten Sitzreihe, deren Sessel durch Rück- und Seitenlehnen besser ausgestattet sind, zieht sich ein schmaler Wassercanal, der Kreis der Orchestra trifft die Wand der Vorderbühne oder des Proskenions in einem flachen Abschnitte. Das Proskenion war in einer Höhe von 2 m errichtet und lief rings um die Skene oder das eigentliche Bühnengebäude herum. Das umherliegende Gebälke verräth dorischen Stil, auch war hier die Skene mit dem Zuschauerraume durch Hallen verbunden, so daß das Ganze einen einheitlichen architektonischen Bau bildete. Director Dörpfeld ergriff die Gelegenheit, einen Überblick über die Entwicklung des antiken Theaters von seinen ersten Anfängen zu geben, als noch der Chor an dem Feste des Dionysos um den Altar den Reigen tanzte und die Leiden des Gottes im Liede vortrug, die Gemeinde, die an dem Feste theilnahm, rings auf den hölzernen Bänken saß. Da die Aufführung reicher und die dargestellten Begebenheiten mannigfacher wurden, erforderte auch der Ort eine bleibende und bessere Ausstattung. An dem ebenen Tanzplatz erhoben sich im Halbkreise stufenförmig übereinander die Sitzreihen aus Stein, ihnen gegenüber errichtete man das Bühnengebäude zur Decoration und um Räume zu gewinnen, in denen sich die Schauspieler umkleiden konnten. Für das griechische Theater muß jedoch festgehalten werden, daß sich sowohl der Chor als die Schauspieler gewöhnlich in der freisunden Orchestra bewegten, der Chor in dem Theile an dem Zuschauerraum, die Schauspieler in dem gegen die Skene, die Emporbühne bildete das Logeion oder den Sprechplatz für die Götter. In der römischen Zeit, als der Chor wegfiel, wurde der an den Zuschauerraum grenzende Theil der Orchestra tiefer gelegt und für Sitze verwendet, das Bühnengebäude zugleich weiter vorgezogen; nun traten

die Schauspieler auf einer Bühne in der üblichen Bedeutung des Wortes auf.

Wir stiegen über die Höhlung des Zuschauerraumes den Hügel hinan. Die Granitplatten, welche zur Bettung der marmornen Sitzstufen dienten, sind zum größten Theile losgerissen und liegen noch allenthalben durcheinander. Auf der anderen Seite des Rückens in der Richtung gegen den Rynthos ist ein antikes Wohnhaus vom Schutte befreit worden. Die Mauern stehen noch bis zu einer Höhe von 2 m, sie sind aus kleineren Bruchsteinen aufgeführt und mit einem feinen Stuck bekleidet. Auch ein Obergeschoß war vorhanden. In der Anordnung der Räume erinnert es an die Wohnhäuser von Pompeji. Rechts und links vom Eingange befinden sich kleinere Gemächer, eines für den Thürhüter. Die Mitte des Hauses nimmt ein großer rechteckiger Saal ein, dessen Dach von zwölf Säulen getragen war. Die Dachflächen neigten sich gegen innen und ließen einen offenen Raum. Das frei einfallende und vom Dache abträufelnde Regenwasser sammelte sich in der unter dem Boden ausgehobenen Cisterne. Aus der Halle gelangt man in die Zimmer, von welchen drei nebeneinander an einer Seite untergebracht sind. Die einst bedeckten Räume sind noch mit dem weißen Mosaikboden versehen. Überschreiten wir das Bett des Inopos, so gewahren wir an der nordwestlichen Lehne des Rynthos den ausgegrabenen Unterbau des Tempels der fremden Götter. Er liegt an dem Wege, welcher von dem östlichen Theile des heiligen Bezirkes zur Apollongrotte führte. Der Tempel wurde um das Jahr 150 vor Christus errichtet, in ihm wurden Serapis, Isis, Anubis und Harpokrates verehrt. Deren Dienst verdankt die Insel ägyptischen Kaufleuten. Das Heiligthum besteht aus Cella und Pronaos und öffnet sich nach Süden mit zwei Säulen zwischen den Anten, an der Ost- und Westwand des Pronaos sind noch die marmornen Sitzbänke angebracht.

Als die Sonne im Westen hinabsank, strich der Dampfer bereits neben der Nordküste von Rheneia gegen Syros, und indem er während der stillen Nacht den Canal von Thermia zwischen den Inseln Rynthos und Neos hindurchfuhr, lief er nach einer zwölfstündigen Fahrt in den Hafen von Poros ein. Hier ankerten drei Kriegsschiffe der griechischen Marine, und die Matrosen waren schon emsig an ihren Übungen. Die Stadt Poros liegt in dem geschützten Canal, welchen die Insel Poros oder Kalauria der Alten mit der nahen Küste von Argolis bildet. Die an den Ufern des Festlandes sich hinziehenden Orangen- und Citronengärten sind Eigenthum der Stadt. Poros war von dem neuen

Königreiche zu Größerem bestimmt, als es geworden ist. König Otto hatte durch bairische Officiere im Norden der Stadt für die Marine Hafen und Arsenal bauen lassen. Seitdem aber der Sitz der Regierung nach Athen verlegt worden war, schien es geboten, in der Nähe der Hauptstadt und des Piräus den Kriegshafen zu etablieren. So entstand in der Bucht von Salamis an der Küste der Insel Salamis selbst das neue Arsenal. Es hatte sich in unserem Jahrhunderte viel rascher und in offenem Zusammenhange der Dinge vollzogen, was im Alterthum eine Kette langer Entwicklungen war. Die östliche Seite des Peloponnes ist für den Verkehr bevorzugt. Sie hat die für die Seefahrt günstige Küste mit Einbuchtungen und Vorgebirgen, geeignet zu Städten und Handelsplätzen, und kommt dem Verkehre mit den nördlichen Küstenländern, den Inseln des ägäischen Meeres und dem ferneren Orient gleichsam entgegen. Je weiter wir in der Geschichte zurückgehen, umso mehr tritt die Bedeutung der Ostküste des Landes hervor. Hier auf der Insel bildete sich um das Heiligthum des kalaurischen Poseidon jene Amphikthyonie, welche in der vordorischen Zeit sieben Städte umfaßte, Hermione, Epidaurus, Nauplia, Prasiai, Argina, Athen und Orchomenos. Der Bundestempel blieb auch in der dorischen Zeit der Mittelpunkt einer Amphikthyonie, sie konnte jedoch ihre ursprünglichen Mitglieder nicht mehr schützen und mußte Argos für Nauplia und Sparta für Prasiai in den Bund aufnehmen. Als später Athen seine Macht zur See entfaltete, erlosch die politische Bedeutung des kalaurischen Bundes vollständig, der Tempel dagegen behauptete als ein Zufluchtsort der Verfolgten und Schiffbrüchigen die alte Heiligkeit. Cilicische Seeräuber waren die ersten, welche das weithin geehrte Heiligthum plünderten, doch bestand es noch unter den Antoninen mit seinem ehemaligen Gottesdienste. Die Stürme, welche während der Völkerwanderung über das Land hereinbrachen und mit den heidnischen Culten aufräumten, legten den Tempel in Trümmer. Die Tempelstätte liegt auf dem höheren und ungleich größeren Theil der ganzen Insel. Seinen Aufbau bildet Kalkstein, er sendet gegen Süden einen schmalen und niedrigen Trachytrüden aus, an dessen westlicher Lehne das Albaner Städtchen Poros sich hinreckt. Eine Sandbank, die bei hochgehender See von den Wogen überspült wird, verbindet beide Theile. Der Weg führt neben dem Arsenal über die Sandwelle zum alten Heiligthum hinan. Sobald der Pfad zu steigen beginnt, nimmt den Wanderer ein Kiefernwald auf. Wir fanden Leute, die das dürre Reisig aus dem Walde holten. Eine kurze Strecke waren

wir emporgekommen, da begegnete uns ein Weib, das zwei Esel vor sich zur Stadt hinabtrieb. Die Thiere, alt und schlecht genährt, waren mit einem Stricke zusammengekoppelt, so daß sie auf dem Fußsteige hintereinander gehen konnten. Der eine war mit zwei Reisigbündeln beladen, dem anderen hieng an dem Holzsattel ein aus Schilf geflochtener dütenförmiger Korb, in welchem ein Kind saß, das munter um sich blickte, die Mutter selbst in ärmlicher Kleidung hatte einen Ast in der Rechten und hieb oft genug auf die Thiere ein, den linken Arm hatte sie um den Säugling gelegt, den sie in einem Tuche vor die Brust gebunden trug. Weiter oben trafen wir einige griechische Soldaten, die mit Stangen die dürrn Äste von den Bäumen schlugen, andere lasen sie auf und schnürten sie in Bündel.

Nach einem Wege von einer guten Stunde erreichten wir die sogenannte Platia, eine ebene Einsattlung, von der sich südwärts über die Baumwipfel der Ausblick auf Hydreä und die südlichen Berge von Argolis öffnet, gegen Norden fällt die Höhe in Staffeln zur See ab, welche hier in einem scharfen Winkel in das Gestade eindringt, die attische Küste, Ägina und Salamis breiten sich vor uns aus. An einer Stelle ist der Boden zu einem Kreise geebnet, in dessen Mitte sich eine stattliche Steineiche erhebt; sie ist die Königseiche, welche deutscher Brauch zum Gedenken der Anwesenheit des Königs Otto vor sechs Jahrzehnten gepflanzt hat. Wenige Schritte östlich davon liegen die spärlichen Trümmer von dem Tempel des Poseidon. Die Erinnerung lenkt rückwärts und sucht hier das Grab des Mannes, dessen Geschick mit dem Niedergange der hellenischen Freiheit so eng verknüpft ist. Von den Stufen des Tempels richtete Demosthenes die letzten Blicke nach den Bergen von Athen, für dessen Rettung er sein ganzes Leben eingesetzt hatte. Wie der Gott den Flüchtling vor den nachgesandten Schergen des Antipater schützte, so gewährten die Kalaureaten seinem Leichnam in dem Tempelhofe ein Ehrenggrab, das der uralten Stätte neuen Ruhm verlieh. Die Herren aus Schweden, die sich an der Reise betheiligten, der Archäologe S. Wide und Professor S. Kjellberg aus Upsala, erwiesen der Stätte eine besondere Aufmerksamkeit, sie hatten dieselbe außersehen, um unter Zustimmung der griechischen Regierung noch im Sommer des Jahres die Ausgrabungen zu beginnen. Während auch andere Theilnehmer das Schuttgerölle absuchten, ob nicht ein Bruchstück von der Architektur des Tempels, ein Vasenscherben oder sonst ein Überrest antiker Cultur zu finden sei, erfreute es, sich auf dem sonnigen Plan niederzulassen. Die Sonne

rückte gegen Mittag vor und sandte ihre warmen Strahlen herab, in der Höhe regte sich kein Hauch, nur über der See unten schien ein sanfter Athem zu schweben, in vollem Glanze und wellend wie schwerer Seidenstoff leuchtete sie herauf. Die lichte Stille löst das Leben und Regen in Berg und Wald zur Ruhe, alles wird so heimlich und müde. Das ist die Stunde, die dem großen Naturgotte gehört; Pan ist nahe und zürnt, wenn ihm die Ruhe gestört wird.

Nach dem Abstieg besichtigten wir die Stadt Poros. Der Nachmittag gehörte dem Besuche des einstigen Gebietes von Troizen. Der Sund von Poros schiebt, bevor er zwischen Kalauria und dem Festlande den nördlichen Ausgang gewinnt, eine geschützte Bucht gegen Westen vor, sie bildet den südlichen Hafen von Troizen. Der „Meerbusen des Saron“ war der ursprüngliche Name nach dem jagenhaften Könige Saron, der hier ein Wild bis in die See verfolgte und in den Wellen den Tod fand. Später übertrug sich der Name auf den großen Meerbusen zwischen Argolis und Attika. Troizen lag landeinwärts an dem Abhange des Anderesberges etwas nordwestlich von dem heutigen Dorfe Dhamala. Wir betreten das Ufer, auf welchem der Sage nach Hippolytos, des Theseus Sohn, von den scheuen Pferden zu Tode geschleift wurde, und der Weg geht durch eine gesegnete Ebene hinan, reich an Weingärten und Baumpflanzungen. Von der Höhe des venetianischen Castells oberhalb des Dorfes thut sich eine der großartigsten Ausichten auf, die Griechenland darbietet. Die Ebene senkt sich sanft gegen Osten zum Canal von Poros und nach Norden gegen die Bucht von Methana. Dem nördlichen Meere strömt der Potamibach oder der Hyllikos der Alten zu. Seine Quellen kommen aus den Gebirgsschluchten oberhalb des Ruinenfeldes von Troizen. Hier an dem Wege, welcher von Troizen nach Hermione führt, habe Theseus, so erzählt die Sage, den Steinblock gehoben, um Schwert und Schuhe seines Vaters zu gewinnen. In der Mitte des landschaftlichen Bildes springt von der Gegenseite der bergige Isthmos von Dara in die Ebene vor, Hügel an Hügel gedrängt und allmählich mit dem vulcanischen Gebirge von Methana verwachsend, das mit der breiten Gipfelreihe den Blick im Norden begrenzt. Rechtshin erscheint hinter Methana die Insel Agina, deren Hintergrund das in seiner gesammten Länge bis Sunion sichtbare Gestade von Attika bildet. Kalauria sieht man ganz vom Meere umflossen mit der Stadt Poros, die sich auf ihrer kleinen Halbinsel wieder gegen die troizenische Ebene nähert. Zur linken Hand schweift das Auge über das Meer von Epidaurios bis zu dem Vor-

gebirge Speraion Salamis gegenüber, das felsige Ufer an der megarischen Küste, von dem Theseus den Unhold Skiron in die Flut hinabstieß, ist deutlich zu erkennen. Wir haben den örtlichen Rahmen der Theseussage vor uns ausgespannt, und so wird uns auch klar, wie die Sage ihre Fäden schlingt und durch ihren Einschlag das Loos und Ferne zu verbinden vermag. Von Troizen selbst haben die Ausgrabungen einen Theil gehoben, welcher wohl dem Markte der alten Stadt zugehört. Marmorne Stelen sind der Ordnung nach gereiht und Sitze vor ihnen angebracht, um die eingemeißelten Gesetze und Verträge bequem ablesen zu können.

Am Morgen des nächsten Tages ankerte der Dampfer in dem Hafen von Epidaurios. Der heutige Ort oder Paläa Epidhaurios mit nicht mehr als 500 Einwohnern liegt in einer niedrigen Strandebene. Von ihr dringt eine schmale Halbinsel in das Meer vor und bildet zwei Häfen, den nördlichen, der noch jetzt benützt wird, und eine südliche Rhede. Die ganze Fläche der Halbinsel decken zwei Hügel, ein westlicher niedrigerer und ein östlicher höherer, auf ihnen befinden sich, von Bäumen und Sträuchern überwachsen, die Überreste der alten Stadt. Epidaurios hatte ursprünglich wie das benachbarte Troizen eine jonische Bevölkerung. Die vortheilhafte Lage an dem Meere und der Ruhm des Heilgottes Asklepios, dessen Heiligthum drei Wegstunden von hier an dem Wege nach Nauplia und Argos stand, begünstigten die Macht der Epidaurier. Sie dehnten ihre Herrschaft über Argina aus, schickten ihre Ansiedler auf die Inseln Kos und Nisyros an der Südwestspitze von Kleinasien, und ihr Machtbereich kreuzte sich mit Korinth. Als die Agineten im 6. Jahrhundert vor Christus ihre Selbständigkeit erkämpften und später Athen das Übergewicht zur See behauptete, führte der Ruf des Asklepieions noch immer Jahr für Jahr so viele Fremde als Gurgäste oder schaulustige Wanderer in den Hafen der Epidaurier. Wir hatten die beiden Hügel in Augenschein genommen und schritten durch die mit Getreide bebauten Felder und an einigen Gehöften in der Ebene vorbei zu der Kapelle des heiligen Nikolaos. Sie thront auf einer kleinen Felsenhöhe, die in die See vorpringt und mit der großen Halbinsel den nördlichen Hafen von Epidaurios bildet. Die Kapelle ist über dem Tempel der Hera errichtet, eine Mauer umschließt sie. An dem Tage war bei dem Thore auf einer hohen Stange eine Fahne mit dem Bilde des heiligen Georg aufgezogen zum Zeichen, daß Gottesdienst gehalten wurde. Es war auch der Papas von dem nahen Piada oder Nea-Epidhaurios zu dem Zwecke herübergekommen.

Die Griechen feierten eben Palmsonntag, es war der Boden des Gotteshauses mit grünen Zweigen bestreut, die Ikonostase, d. h. die mit den Bildnissen der Panagia und des Vorläufers Johannes bemalte Holzwand, welche die halbrunde Konche mit dem Pfertische von dem Hauptraum der Gläubigen trennt, schmückten Zweige und Kränze von Lorbeer. Umso eigenthümlicher zeichneten sich die steifen Gestalten mit den gleichmäßig strengen Zügen in dem beweglichen Grün. Dafs die heutigen Griechen in den starren und festgelegten Formen der kirchlichen Kunst stecken bleiben, hat vornehmlich den Grund in der Abweisung der Plastik innerhalb ihrer religiösen Darstellung. Die Plastik bildet für die Malerei das stetig berichtigende Mittel und lehrt sie Verhältnisse verstehen, Formen achten und das Leben erfassen. Die Malerei hat demnach niemals einen Aufschwung genommen, ohne dafs ihr nicht die Sculptur vorangegangen wäre. Nur wenige Schritte führen von der Kapelle zu dem Gestade des Hafens, wo an einer zum Anlanden der Fahrzeuge hergerichteten Stelle ein Kaufmann Kramladen und Schenke offen hält. Hier bot auch der Arzt, der an dem Tage von Piada herübergekommen war, seinen Rath und seine Hilfe. Er gesellte sich zu uns, und ohne sonderliche Kenntniffe der deutschen Sprache zu zeigen, machte er viel Rühmens von der deutschen Wissenschaft seines Faches, habe er doch die Werke von Professor Virchow in seiner Bibliothek. Gegen unsere volle Aussprache des Griechischen hatte er manches einzuwenden, und um eine Probe der richtigen Sprechweise zu geben, trug er den Anfang der Ilias vor. Im raschen, eintönigen Fluß, mit den dünnen Vocalen und den säuselnden Consonanten glitten die Worte ab. Was man immer für die Berechtigung des thatsächlichen Brauches vorbringen mag, der Widerspruch, der zwischen der Schrift und der Aussprache des Neugriechischen besteht, ist nicht zu beheben. Es ist kaum glaublich, dafs eine Übung früherer Zeiten die durch verschiedene Schriftzeichen ausgedrückten Consonanten wie etwa *δ* und *θ* durch das gleiche zischende englische *th*, die Vocale *η*, *ελ*, *οι* wie ein einfaches *i* gesprochen habe. Es scheint vielmehr die Zerrüttung im Lautkörper der neugriechischen Sprache ebenso wie die Verarmung an Stämmen und Formen gegenüber dem Altgriechischen das allmähliche Ergebnis des geschichtlichen Werdens zu sein. Alle an Abstammung, Sitte und Zunge so verschiedenen Völker, Griechen, Byzantiner, Gothen und Slaven, Franzosen, Venetianer, Osmanen und Albanesen, die im Laufe der Jahrhunderte auf dem Boden der griechischen Halbinsel einander ablösten, und deren Nach-

kommen die heutigen Bewohner des Landes bilden, hat die griechische Kirche in ihrem Schoße zur Einheit des Glaubens und der Sprache aufgenommen. Die Formen des orthodoxen Glaubens waren wohl starr genug, um den Zeiten zu widerstehen, der Körper der Sprache ist jedoch zu weich und zu flüchtig, so daß bei der Mannigfaltigkeit und Fremdartigkeit der Völker die Veränderungen uns noch gering erscheinen. Was sich aber die neugriechische Sprache im Wechsel der Geschichte bewahrt hat, ist die Fähigkeit der Rückbildung. So läßen die Neuhellenen mit Stolz, wenn ihr Sprachbaum das frühere dicke Gezweig und den reichen Blätter Schmuck wieder trüge, und mit jedem Mittel helfen sie dazu. Daß die Verjüngung von innen geschehen muß und die Säfte zum neuen Antrieb ihre Zeit brauchen, entgeht ihnen nur zu leicht. Wie sollte ein Neugriecher, der zur einen Hälfte ein spätes Geschöpf der abendländischen Civilisation ist, zur anderen noch im Schoße der orientalischen Kirche ruht, von hundert Häuten umhüllt, wie sollte er unmittelbar und ohne lange Lernjahre zu Sophokles' religiösem Bewußtsein sich erheben oder Platons himmeltragende Ideen fassen! Auf die Sprache allein kommt es nicht an, sondern auf das ganze in ihr niedergelegte System von Gedanken und Überzeugungen. Wir bewegen uns in derselben Erscheinung, wenn wir das Gebiet des staatlichen Daseins betreten. Es war zum größeren Theil die Begeisterung für das alte Hellenenthum, mit welcher die abendländische Welt den Freiheitskämpfen der Griechen in unserem Jahrhundert folgte. Die Kämpfe waren glücklich bestanden und auch die innere Gährung zur Ruhe gelangt. Da die europäische Diplomatie dem griechischen Volke das auf den bürgerlichen Rechten ruhende Königthum gab, konnte sie dem Bürger mit dem Geschenke nicht zugleich den Blick für das Allgemeine und die Pflichttreue übermitteln, durch die allein das ganze Gebäude festen Halt gewinnt. So hangen beide Gebiete auf das innigste miteinander zusammen. Im Boden menschlicher Verhältnisse fassen die Keime, gestaltet sich das Gute bloß langsam. Die Griechen glauben an die Sendung, die sie im Osten von Europa nochmals zu erfüllen haben. Sie haben nur einen gefährlichen Feind, das sind sie selbst mit dem Mangel an Selbstzucht.

Um die elfte Stunde des Vormittags verließen wir Epidaurios. Der Dampfer hielt die Richtung zwischen Methana und der Insel Angistri, der Besuch des Athenatempels auf Ägina war das letzte Ziel der Fahrt. Die Theilnehmer versammelten sich wieder zum Mahle.

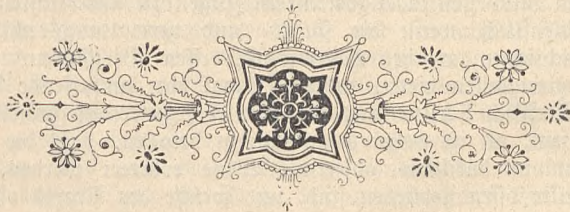
Nicht so sehr der enge Raum, welchen das Schiff diese Tage des Zusammenseins für alle bot, als vielmehr der gemeinsame Zweck, der uns zusammengeführt, hatte einen dem anderen persönlich genähert. Der Austausch der Meinungen und Ansichten, zu dem sich Gelegenheit genug fand, knüpfte die Bekanntschaft noch inniger. Die schöne Sitte ließ auch diese Gefühle vorklingen. Dr. Bunsen aus Berlin, Abgeordneter des deutschen Reichstages, erhob sich vor der Tischgesellschaft und brachte Director Dörpfeld den Dank für die bewährte Leitung dar. In seiner Persönlichkeit zeige sich so deutlich, daß die Alterthumswissenschaft, die für unsere Bildung noch immer ein Jungbrunnen ist, den künftigen Blick des Architekten nicht entbehren könne. Professor Dr. Bartich aus Breslau wies auf das Band hin, das die Wissenschaft durch die Zeiten schlingt. Indem die Völker dem Werden des Wissens und der Bildung nachgehen, finden sich die Wege zusammen. Dadurch bewährt die Wissenschaft ihre versöhnende und einigende Macht. Das Mahl war zu Ende, und der heitere, ruhige Tag lockte jedermann auf das Verdeck. Der Dampfer bog eben um die Südseite von Agina gegen Norden ab. In seinen ganzen Formen zeigt sich der in diesem Theile der Insel aufragende Dros, den die heutigen Griechen nach der Kapelle, die er auf dem Gipfel trägt, auch Hagios Elias nennen. Der christliche Heilige der lichten Höhen ist hier in den Besitz eines uralten Heiligthums des Zeus Panhellenios getreten. Niakos, der sagenhafte Beherrscher der Insel, hatte es seinem Vater Zeus gestiftet. Eine anhaltende Dürre hatte die Lande heimgesucht. Auf die Bitten aller Hellenen wandte sich Niakos an seinen Vater, sein Gebet wurde erhört und dem gütigen Spender des Regens die ragende Höhe geweiht. Der Berg ist heute noch für die Anwohner des saronischen Golfes die weit sichtbare Wetterwarte. Um seinen Gipfel sammeln sich die Wolken, wenn ein Regen im Anzuge ist.

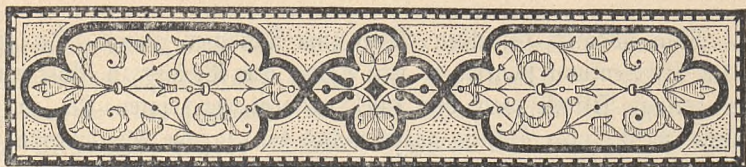
Im nördlichen Theile der Ostküste von Agina bildet die Bucht Hagia Marina einen kleinen natürlichen Hafen, von ihm aus ist der Tempel der Athena am leichtesten zu erreichen. Über eine sonnige Halde schritten wir zur Höhe hinan, auf welcher der Tempel steht. Vereinzelte Strandkiefen wachsen in dem grauen thonigen Boden, hier und da ist ein Gelände für den Weinbau abgewonnen. Auf der kleinen rasigen Fläche um den alten Tempelbezirk gedeihen die Kiefen üppiger und dichter, und die Tempelruine bietet inmitten des Grün einen eigenartigen Anblick. Der Tempel hat für uns Mitteleuropäer eine besondere Bedeutung. Die Giebelsculpturen wurden im Jahre 1811 von deutschen

und englischen Reisenden im Schutte aufgefunden und von dem damaligen Kronprinzen Ludwig von Bayern erworben. Die Figuren des Westgiebels hat Thormaldsen in vorzüglicher Weise ergänzt, sie bilden den kostbarsten Besitz der Münchner Glyptothek. Den Vorwurf hat der Künstler dem trojanischen Sagenkreise entlehnt. Die Göttin Athena mit Schild und Speer nimmt die Mitte der Gruppe ein, sie schützt einen tödlich getroffenen und niedergesunkenen Griechen, um den sich zwischen den Aegineten und Trojanern der Kampf entsponnen hat. Auch den Ostgiebel schmückte eine ähnliche Darstellung, die erste Zerstörung Trojas, der Kampf des Herakles und des Telamon gegen Laomedon. Der Bau des Tempels wird um die Mitte des 6. Jahrhunderts vor Christus angesetzt, das Material ist Tuff und Porosstein, ein feiner Stuck gab den Flächen die Glätte, die Giebelfiguren sind aus parischem Marmor gearbeitet. Der Tempel zeigt dorischen Stil mit je sechs Säulen an den Schmalseiten und je zwölf Säulen an den Langseiten. Durch den Pronaos mit zwei Säulen zwischen den Anten trat man in die Cella, sie war durch eine doppelte Reihe von fünf eng gestellten Säulen in ein breiteres Mittelschiff und zwei schmale Seitenschiffe gesondert. Zwanzig Säulen der äußeren Halle stehen noch aufrecht und tragen das Gebälk; es sind dies der östliche Theil des Tempels und die anschließenden Langseiten. Ein Erdbeben hat an dem Tempel gerüttelt, die niedergestürzten Baustücke liegen in voller Mächtigkeit herum. An den Köpfen der Gebälksblöcke sind hufeisenförmige Rinnen eingemeißelt, um die so entstandenen Zapfen wurden die Seile zum Aufziehen der Blöcke gelegt. Da nun die Bauglieder aus ihrem Zusammenhange gelöst sind, so verrathen sie deutlich, wie ihnen die Bestimmung im Ganzen die Form gegeben hat. Die tragenden und bindenden Kräfte, die sie einschließen, treten vor unseren Augen wieder zusammen und richten der Göttin den Bau neuerdings auf. Er war ihr auch mehr eigen als die Gotteshäuser nach unserer Sitte. Unsere Kirchen sind eigentlich und vorzugsweise ein Versammlungsort für die Gemeinde, ein geräumiger Innenraum ist der oberste Zweck. Als Wohnung der Gottheit, als bloße Umfriedung des Kultbildes konnte dagegen das Innere der antiken Tempel keine große Ausdehnung beanspruchen. Die gottesdienstlichen Handlungen und Opfer wurden im Freien vor dem Tempel vollbracht, die Gemeinde blieb außen stehen und weilte in der Regel nicht im Innern des Tempels. Weil dem Volke mehr die Außenseiten vor das Auge traten, so waren sie prächtiger bedacht und großartiger gebildet. Auf den drei

Stufen ist das Haus der Göttin über den gemeinen Boden emporgehoben, ein Säulenfranz nimmt die Tempelcella in die Mitte und hält darüber das schützende Dach mit seiner reichen Gliederung. Mit der Architektur von so schlichten Formen und strenger Bezogenheit harmoniert der plastische Schmuck der Metopen und Giebsfelder, er ist nicht eine Zuthat, die auch fehlen könnte, sondern Vollendung des Baues und entbindet durch seine einfachen Motive das Spiel der Vorstellungen. Alles tönt zusammen zum Preise der Gottheit, die im Innern des Tempels durch das Cultbild gegenwärtig ist. Der weite Rahmen der schönen Natur, den das Auge hier umspannt, läßt die Stimmung tiefer ausklingen. Da grüßt die Hochburg der Göttin herüber, Athen erscheint deutlich sichtbar über dem Meere im Vordergrund der attischen Ebene. Ein reich begabtes Volk hat der jungfräulichen Göttin, welche in Wehr und Waffen aus dem Haupte Allvaters Zeus geboren wurde, die Burg geweiht und die Tempel darauf erhöht. Ungeflügelt war das Bildnis der siegenden Göttin in dem kleinen Tempel an dem Eingange zur Burg: die Göttin sollte, so meinte der schlichte Glaube des Volkes, ihre Stadt nicht verlassen. Die Heiligthümer sanken in Trümmer, und barbarische Hände zerشلugen die Bildnisse der Göttin. Noch wallen die Völker zu den geheiligten Orten, sie alle kommen im Dienste der Pallas Athene, der Vorkämpferin des sieghaften Gedankens. Seine leuchtende Allgewalt erschien einst in dem Symbol der starken Tochter des starken Vaters; das Bild hat unsere Weltanschauung zerstört, der Sinn ereignet sich im Kampfe des Göttlich-Schönen mit der dumpfen Welt jeden Tag. Wir waren aus dem Wäldchen heimwärts getreten, um einen freien Umblick zu gewinnen. Die Mitreisenden aus Osterreich hatten sich sämmtlich zusammengefunden, und ein Herr aus Polen entriegelte nun die auf die Reise mitgenommene und bisher intacte Flasche echt polnischen Feuerweines, schenkte sich, wie es Sitte seines Landes ist, selber in das Gläschen und trank den Collegen auf ihr Wohl zu, dann reichte er den anderen. In dem Gespräche, das sich hier entspann, wurde manches von dem in den letzten Tagen Erlebten und Geesehenen berührt, Worte der Dankbarkeit wurden laut für die Heimat, dafs sie uns ermöglicht, die classischen Stätten zu besuchen, und aller Empfinden gieng in den Entschlufs aus, dem Herrn, in dessen fürsorgende Hand die Angelegenheit bei der Unterrichtsbehörde gegeben ist, von dieser Stelle aus den Zoll der Verehrung zu übermitteln.

Wir nahmen denselben Weg zum Dampfer zurück. In einer weiten Schwenkung steuerte er von Agina dem Piräus zu. Wir waren eine geringe Strecke von der Insel entfernt, da zeigten sich in den Bogen, welche vom Schiffe gegen rechts hin in die See abdrängten, einige Delfine, etwa fünf an der Zahl. Im Bogen warfen sie in den rauschenden Wellen die üppigen Körper empor und hielten einige Zeit mit dem Dampfer den Wettlauf. Zwei kamen näher heran und schwammen an dem vorderen Theile des Rieles daher, tauchten auf die andere Seite hinüber und erschienen wieder. In raschen Bewegungen arbeiteten die Brustflossen der Thiere, sie schossen dahin mit dem dunkelgrünen Rücken und dem silberweiß glänzenden Bauche in der azurblauen Flut, deren Oberfläche der scharfe Kiel in abgleitende Falten legte. Auf einmal waren sie verschwunden. Als der Dampfer in den Hafen einfuhr und sich der Landungsstelle näherte, erwartete die Zurückkehrenden eine zahlreiche Menschenmenge. Unsere Ankunft war bekannt geworden, und heute gab es keinen Werktag. Das Schiff war noch nicht zum Stillstande gebracht, da zwängten sich auch schon die Barkenführer mit ihren Fahrzeugen heran, einige kletterten wie Katzen am Fallreep auf das Verdeck, um durch Entgegennahme des Gepäcks sich des Passagiers zu versichern. Nun erfuhren wir erst, daß während der Nacht, in der wir von Dropos nach Andros steuerten, ein Erdbeben Griechenland heimgesucht und Malante am Euripos zerstört habe. Uns hatte das flüssige Element des Meergottes getragen und von seiner Gewalt nichts merken lassen.





Geistiges Leben in Österreich und Ungarn.

Österreichisches Staatswörterbuch. Handbuch des gesammten österreichischen öffentlichen Rechtes. Herausgegeben von Dr. Ernst Mischler und Dr. Josef Ulbrich. II. Band, 1. und 2. Hälfte. Wien 1896 und 1897.

Den ersten Band dieses Werkes haben wir bereits vor längerer Zeit in dieser Monatschrift besprochen (Band XIX, Heft 5/6); indem wir uns auf das damals Gesagte berufen, wollen wir nun daran gehen, einige der wichtigsten im zweiten Bande gebrachten Artikel, die sich zum Theile zu wahren Monographien qualificieren, hervorzuheben. In erster Reihe nennen wir den Artikel „Kaiser und König“, der, soweit wir den Gegenstand zu beurtheilen vermögen, ihn reichlich erschöpft. Der Artikel „Heerwesen“ ist zwar etwas gedrängt ausgefallen, aber doch vollkommen geeignet, über dieses in vielzu breiten Kreisen wenig bekannte Thema zum mindesten in allgemeineren Zügen zu unterrichten. Es wäre höchst verdienstlich, wenn die staats- und verwaltungsrechtliche Seite des österreichisch-ungarischen Heerwesens, dessen Verständnis ja überaus große Schwierigkeiten bietet, endlich einmal eine umfassende Darstellung erführe. Trefflich scheint uns der Artikel „Interconcessionelle Verhältnisse“ zu sein, es ist dabei besonders zu betonen, daß die zahlreichen Streitfragen in durchaus objectiver Weise erörtert werden, welche in diesem Punkte offen geblieben sind, und welche der Praxis oft namhafte Schwierigkeit bereiten. Geradezu glänzend ist der Artikel „Rechtsschutz im öffentlichen Rechte“, welcher das Reichsgericht, den Verwaltungsgerichtshof und die Verwaltungsgerichtsbarkeit sowie den Staatsgerichtshof durchaus erschöpfend und höchst gelehrt behandelt. Einer besonderen Hervorhebung bedarf die Studie über die „Steuerreform“, welche in gedrängter Form die Entstehung und den wesentlichen Inhalt der neuen Steuergesetze für jeden Gebildeten verständlich zur Darstellung

bringt, indem sie auch den Gang der parlamentarischen Verhandlungen entsprechend berücksichtigt. Der Artikel „Valutareform“ informiert den Leser über den derzeitigen Stand der Action. Die Darlegungen über die „Verwaltungsstatistik“ behandeln dieses schwierige und etwas starre Thema in der ihrem Autor eigenen treffenden Weise. Es mag dabei auf Mischlers „Handbuch der Verwaltungsstatistik“. I. Band verwiesen werden, das wir vor Jahren gleichfalls in der „Österr.-Ungar. Revue“ (Band XIV, Heft 3) angezeigt haben.

Neben diesen besonders wichtigen Abhandlungen ließe sich eine große Zahl anderer nennen, bevor wir aber darüber einige Bemerkungen machen, möchten wir hervorheben, daß die vorliegende Encyclopädie ebenjowenig wie die meisten, richtiger wie alle anderen Sammelwerke der Art Lücken und Ungleichmäßigkeiten hat vermeiden können. Themen von actuellster Bedeutung haben — wahrscheinlich mit Rücksicht auf den Raumangel und dann wohl deswegen, weil die einschlägige Literatur noch eine sehr lückenhafte ist — manchmal eine ziemlich summarische Erledigung gefunden; als Beispiel führen wir die Zusammenlegung von Grundstücken an, die am besten in Verbindung mit der Güterzerstücklung behandelt worden wäre; dabei hätte sich die Gelegenheit geboten, eingehender und einheitlicher, als es geschehen ist, die historische Entwicklung der Gesetzgebung und vielleicht auch die thatsächlichen Verhältnisse Land für Land zu schildern. Damit wäre manches bisher in weiten Kreisen Unbekannte der allgemeineren Kenntniss vermittelt oder manches durch gang und gäbe Schlagworte Verdunkelte klargestellt und so dem Verständnisse wichtiger Reformationen vorgearbeitet worden. An der Stelle des Wortes „Zusammenlegung“ hätte dann ein Verweis auf das Wort „Grundzerstücklung“ genügt. Doch wird natürlich nicht bestritten, daß die genannten Artikel auch in jetziger Gestalt verdienstlich sind und vielfach Verwendbares bieten; es soll damit nur constatiert sein, daß man wohl schon bei Anlage des Planes für das Staatswörterbuch zuweilen aus formellen Gründen den sachlichen Zusammenhang der Probleme zuwenig beachtet hat. Es ließe sich manches zu dem Gesagten anführen, wodurch die Berechtigung dieser Einwendung in dem beispielsweise angegebenen Falle und für andere Fälle erwiesen würde; nur eines sei, um Mißverständnisse zu vermeiden, hervorgehoben. Es ist evident, daß eine Commassierungsaction auch dann und dort nothwendig wäre, respective ist, wenn und wo die Güterzerstücklung noch heute gesetzlich beschränkt wäre, beziehungsweise ist. Daraus könnte man schließen, daß diese beiden Themen voneinander unabhängig sind. Wäre man dagegen von der Frage der ursprünglichen Besiedlung ausgegangen, und hätte man hierauf die Grundvertheilung historisch bis zur Gegenwart verfolgt, so wäre die Einheitlichkeit des Themas und seine immense Tragweite ersichtlich geworden; es hätte sich dann aber auch vollkommen rechtfertigen lassen, wenn für den Gegenstand der drei- oder vierfache Raum in Anspruch genommen worden wäre.

Wir nennen im übrigen noch folgende Artikel als besonders interessant und lesenswürdig: den über die Patente, jenen über das Preis-

recht, den über das Reichsrathswahlrecht, jenen über den Religionsunterricht, den über die Städte und den über Stiftungen. Von großem Werte sind die Darlegungen über das ungarische Staats- und Verwaltungsrecht, welche diese für Österreicher außerordentlich schwer verständlichen Verhältnisse wesentlich klarer machen als die restliche einschlägige Literatur; auch das schwierige Thema des Volksschulwesens hat eine sehr entsprechende Bearbeitung gefunden.

Es ist begreiflich, daß die Veröffentlichung des vorliegenden Werkes eine lange Zeit beansprucht hat; es ist daher doppelt verdienstlich, daß der zweite Band einen Anhang enthält, welcher die in mancher Beziehung bereits veralteten Artikel des ersten auf den neuesten Stand ergänzt und überdies einzelne Lücken ausfüllt. Unsere reformatorische Zeit hat in den letzten Jahren — freilich nicht mehr im Jahre 1897 — vielfach Neues geschaffen, so daß eben in diesen Jahren neue Rechtsinstitute entstanden sind, andere erweitert oder verbessert wurden. Wir nennen aus dem Anhange z. B. den Artikel über die „Ausverkäufe“, den über das Heimatsrecht, den höchst actuellen über die „Nothverordnungen“, jenen über die „Patente“, die äußerst instructive Abhandlung über die Raiffeisencassen u. s. w.

Im System des Werkes spielen die zwei Indices, das systematische Inhaltsverzeichnis und das alphabetische Nachschlagebuch, eine gewichtige Rolle; besonders das letztere ermöglicht es, die verhältnismäßig zu große Sparjamkeit in den Verweisungen im Contexte des Werkes zu übersehen und zu entschuldigen. Im ganzen kann gesagt werden, daß das „Staatswörterbuch“ fortan ein unentbehrliches Nachschlagewerk für jeden sein wird, der sich als Fachgelehrter oder im praktischen Leben mit den Fragen des österreichischen Staats- und Verwaltungsrechtes zu beschäftigen hat. Eine gewisse Ungleichmäßigkeit und vielleicht auch die hier und da zu Tage tretende Lückenhaftigkeit hat es, wie schon erwähnt, mit allen Werken dieser Art gemein; es darf ihm also daraus keinerlei besonderer Vorwurf gemacht werden. Jedenfalls wird das Werk aber fortlaufende Ergänzungsbände erhalten müssen, wenn es nicht rasch veralten soll; es bedarf ihrer und verdient sie in vollem Maße.

Dr. H. v. Sch.





Österreichische und Ungarische Bibliographie.

Verzeichnis der in den Programmen der österreichischen Gymnasien, Realgymnasien und Realschulen über das Schuljahr 1898/99 veröffentlichten Abhandlungen.

(Fortsetzung.)

Budweis. Staats-Gymnasium (mit deutscher Unterrichtssprache). Bach, Dr. Stephan: Die periodische Wiederkehr der Hochfluten, Nissen und Dürren. (Fortsetzung und Schluß.) 41 S.

Staats-Gymnasium (mit böhmischer Unterrichtssprache). 1. † Jeji Veliceňstvo císařovna Alžběta. (Der Tod Ihrer Majestät der Kaiserin.) 1 S. — 2. Polák Josef: Katalog národní knihovny. (II. část.) (Katalog der Lehrerbibliothek. II. Theil.) 46 S. — 3. Za odstoupením ředitelem e. k. vládním radou Janem Cervenkou. (Nachruf auf den Director f. k. Regierungsrath Johann Cervenka anlässlich seiner Pensionierung.) 2 S. — 4. † Prof. František Xav. Matoušek. (Professor Fr. Xav. Matoušek, Nekrolog.) 2 S.

Chrudim. Staats-Real- und Obergymnasium. Soufal Johann: Seznam spisů knihovny professorské. Část II. (Od čísla 1415 do čísla 2851.) (Katalog der Lehrerbibliothek. II. Theil. Nr. 1415 bis 2851.) 58 S.

Časlau. Staats-Gymnasium. 1. Zelínek Josef: Zlatá pohádka. (Das goldene Märchen. Ein Festgedicht zum fünfzigjährigen Regierungsjubiläum Sr. k. und k. Apostolischen Majestät des Kaisers und Königs Franz Josef I.) 4 S. — 2. Ríkmund Josef: Upomínka. (Andenken an das fünfzigjährige Regierungsjubiläum Sr. k. und k. Apostolischen Majestät.) 14 S.

Deutschbrod. Staats-Gymnasium. 1. Němec Josef: Katalog professorské knihovny. (I. část, číslo 1—466.) (Katalog der Lehrerbibliothek. I. Theil. Nr. 1—466.) 30 S. — 2. Neumann Boh.: Smuteční řeč při zádušní slavnosti za Jeji Veliceňstvo císařovnu a královnu Alžbětu. (Rede, gehalten bei dem Trauergottesdienste für Ihre Majestät die Kaiserin und Königin Elisabeth.) 4 S. — 3. Derselbe. Slavnostní řeč o jubilejní slavnosti 50letého panování Jeho e. a k. Apostolského Veliceňstva císaře a krále Františka Josefa I. (Festrede, gehalten anlässlich des fünfzigjährigen Regierungsjubiläums Sr. k. und k. Apostolischen Majestät.) 6 S.

Eger. Staats-Gymnasium. 1. Stippel Jakob: Katalog der Lehrerbibliothek. (I. Theil.) 32 S. — 2. Kostílný Josef: Überzicht der an der meteorologischen Beobachtungsstation in Eger im Jahre 1898 angestellten Beobachtungen. 4 S.

Gablonz. Communal-Realgymnasium. 1. Rířánek, Dr. Anton: Die Geschichte der Entstehung der Anstalt. 23 S. — 2. Kaiser-Jubiläumshymne.

Gedicht von Herm. Cl. Kofel. In Musik gesetzt vom Gesangslehrer Friedrich Hempel. 1 S.

Hohenmauth. Staats-Gymnasium. Šimáček Fr.: Zkáza Iliá. Vergilius: Aeneis II. Odysseus u Kyklopův. Homer: Odyssea IX. (Vergilius Aen. II und Homeros Odys. IX., ins Böhmische überfetzt.) 31 S.

Jicin. Staats-Gymnasium. Neudert Heinrich: Katalog knihovny učitelské. (Část II.) (Katalog der Lehrerbibliothek. II. Theil.) 46 S.

Jungbunzlau. Staats-Gymnasium. Podstatný Josef: Řeč k studujícíem o vzácné slavnosti památného jubilea 50letého panování Jeho Veličenstva, císaře a krále Františka Josefa I. dne 2. prosince 1898. (Rede des Directors, gehalten anlässlich des fünfzigjährigen Regierungsjubiläums Sr. f. und f. Apostolischen Majestät.) 11 S. — 2. Weger Johann: Katalog bibliotheky professorské. (Část II.) (Katalog der Lehrerbibliothek. II. Theil.) 24 S.

Kaden. Staats-Gymnasium. 1. Doršch, Dr. Josef: Bei Horaz in den Sabinerbergen. Ein Reisebild mit einem Plane. 26 S. — 2. Derselbe: Katalog der Lehrerbibliothek. (II. Theil.) 15 S.

Karlsbad. Communal-Real- und Obergymnasium. Bauer, Dr. Friedrich: Über den Einfluss Laurence Sterne's auf Chr. M. Wieland. (Fortsetzung.) 17 S.

Klatau. Staats-Real- und Obergymnasium. Zelenka Johann: Katalog bibliotheky professorské. (Katalog der Lehrerbibliothek.) 20 S.

Kolin. Staats-Real- und Obergymnasium. 1. Syllaba Franz: Řeč k studující mládeži o smutečné slavnosti dne 22. září 1898 za příčinou úmrtí Jsiho Veličenstva císařovny. (Rede an die Schulfugend, gehalten bei dem Trauergottesdienste anlässlich des Ablebens Ihrer Majestät der Kaiserin Elisabeth.) 3 S. — 2. Prášek, Dr. Justin: Slavnostní řeč k studujícíem dne 2. prosince 1898 při oslavě 50letého jubilea vlády Jeho cis. a král. Apoštolského Veličenstva. (Festrede, gehalten am 2. December 1898 anlässlich des fünfzigjährigen Regierungsjubiläums Sr. f. und f. Apostolischen Majestät des Kaisers Franz Josef I. 5 S. — 3. Zikmund Franz: Katalog knihovny učitelské. (Část I.) (Katalog der Lehrerbibliothek. I. Theil.) 15 S.

Königinhof. Communal-Obergymnasium. Jirka Johann Ev.: Isokrates: Archidamos. Areopagitikos. (Isokrates: Archidamos. Areopagitikos, ins Böhmische überfetzt.) 26 S.

Königgrätz. Staats-Gymnasium. Brtnický, Dr. Lad.: Katalog bibliotheky professorské. (Část II.) (Katalog der Lehrerbibliothek. II. Theil.) 22 S.

Komotau. Communal-Gymnasium. Teuber, P. Valentin: Die Entwicklung der Weihnachtsspiele seit den ältesten Zeiten bis zum XVI. Jahrhundert. (II. Theil.) 20 S.

Krumau. Staats-Gymnasium. Diez Josef: Katalog der Lehrerbibliothek. (Schluss.) 16 S.

Landstron. Staats-Gymnasium. Razilek Johann: Katalog der Lehrerbibliothek. 40 S.

Böhmisch-Leipa. Staats-Gymnasium. Buchner Georg: Katalog der Lehrerbibliothek. (I. Theil.) 46 S.

Leitmeritz. Staats-Gymnasium. 1. Hähnel Karl: Auf den Tod Ihrer Majestät der Kaiserin und Königin Elisabeth. 2 S. — 2. Derselbe.: 25 Dispositionen zu deutschen Aufsätzen für die achte Gymnasialklasse. 16 S.

Leitomyšl. Staats-Gymnasium. Rohout Johann: Seznam spisů knihovny professorské. (Část I.) (Katalog der Lehrerbibliothek. I. Theil.) 24 S.

Mies. Staats-Gymnasium. 1. Zurišch, Dr. Georg: Die Festfeier des fünfzigjährigen Regierungsjubiläums Sr. f. und f. Apostolischen Majestät des Allergnädigsten Kaisers Franz Josef I. am 2. December 1898. 6 S. — 2. Rášchka, Dr. Franz: Katalog der Lehrerbibliothek. 22 S.

(Fortsetzung folgt).





Österreichische und Ungarische Dichtersalle.

Prag.

Wie gieng das Lied?

Von Josef L. Haase.



Wie gieng das Lied, wie war der Ton?
Ach, viele Jahre sind entflohn,
Seit ich das Lied nicht mehr vernommen!
Doch weiß ich nicht, wie mir geschieht:
Mir wird ums Herze so bekloffen,
Sobald ich sinne, wie's geklungen —
Es war ein einfach schönes Lied,
Das meine Mutter mir gesungen!

Wie gieng das Lied, wie war der Ton?
Ein leiser Anklang nur davon
Ist im Grinnern mir geblieben,
Seit meine theure Mutter schied:
Von ihrem Sorgen, ihrem Lieben,
All ihrem Sehnen tief durchdrungen
Schien mir das wundersame Lied,
Das meine Mutter mir gesungen!

Wie gieng das Lied, wie war der Ton?
Vergessen ist es lange schon;
Nur ungewiß, wie Abendwehen
Im Herbstes flüstert durch das Nid,
Fühl' ich's durch meine Sinne gehen,
Wenn mich das Heimweh hält umschlungen;
Dann mein' ich wohl, ich hör' das Lied,
Das meine Mutter mir gesungen!

Wie gieng das Lied, wie war der Ton?
Auch bei der ärgsten Stürme Drohn
Find' ich in jenes Liedes Klängen
Den süßen Trost, der aufwärts zieht;

Und will die Sonne sich verhängen,
 Und ist der Kampf zu End' gerungen,
 Wohlan, so scheid' ich mit dem Lied,
 Das meine Mutter mir gesungen!



Homo.

Wien.

Von Karl Renner.

Seid, meine Wünsche, mir hurtige Kasse,
 Sei, o Gedanke, mein lürrig Gefährt!
 Über die Wolken! Der Sturm mein Genosse!
 Auge und Stirn zu den Sternen gefehrt!
 Woh mir die Mutter die Seele aus Träumen,
 Schuf doch der Vater den Panzer aus Erz;
 Bohnt der Gedanke in himmlischen Räumen,
 Hängt an der Welt doch das sehneude Herz.
 Wollte durchs Weltengewoge streifen,
 Jeder Gedanke ein Sonnenhystem!
 Wollte nach Rosen im Hage greifen,
 Winden aus Lilien mein Diadem!
 Wollte mich wiegen am Busen der Liebe
 Wie Perlen des Thaues im Lilienschöß,
 Alles erschauend im Weltengetriebe,
 Theilen der Sonne unendliches Los!
 Weiß nicht, ob ich die Bitte wähle
 Oder der Sonne allschauenden Blick:
 Sagt nach göttlicher Größe die Seele,
 Klammert das Herz sich an irdisches Glück.
 Gleich dem Schiff, das den Anker verloren,
 Heimlos hier und im Sternengezelt,
 Himmelerstürmend und staubgeboren,
 Wandert, ein Räthsel, der Mensch durch die Welt.



Himfys Lieder.

Lustspiel in drei Aufzügen und einem Vorspiel.

Aus dem Ungarischen des Árpád v. Herczík übersetzt von Emil Kunlik.
 Budapest.

Das Lustspiel „Himfys Lieder“ von Árpád v. Herczík, ungefähr seit Jahresfrist eines der beliebtesten Repertoirestücke des Budapester Nationaltheaters und sämtlicher ungarischer Provinzbühnen, fußt auf literarhistorischer Grundlage. Es behandelt die Liebe des lyrischen Dichters Alexander v. Kisfaludy (älterer Bruder des „ungarischen Nothbue“, Karls v. Kisfaludy) zu Rosa, der Tochter des Zalaer Comitars-Vicegespans Ignaz v. Szegedy, die er in seinen Gedichten „Liza“ nannte, und der er unter dem Pseudonym Himfy seinen zu großer Volksthümlichkeit gelangten Liederzyklus „Himfy Szerelmi“ (Himfys Lieben) widmete. Dieser besteht aus zwei Bänden: „Klagende Liebe“ und „Glückliche Liebe“. Den ersten verfaßte der Dichter vor seiner Verheirathung mit Rosa, den zweiten als glücklicher Gatte seines Herzensideals.

Der erste Band erschien im Jahre 1800. Bis dahin und noch lange danach hatte kein ungarisches Buch eine annähernd starke Wirkung erzielt. Es gab kaum einen Adelshof und wohl auch kein Magnatenschloß, wo „Gimfys Lieder“ nicht von jung und alt gelesen, declamiert und, in Musik gesetzt, vorgetragen wurden. Was um jene, ohnehin sentimental veranlagte Zeit zur nationalen Intelligenz gezählt werden wollte, schwärmte für jene Ergüsse eines frisch und warm empfindenden Poetenherzens. Die Gimfy-Lieder galten einigen Generationen als wahre Liebespsalmen, und sie wirkten, obwohl sie ihrer Verstecktheit, Sprache und Auffassung nach heute zum Theile als unbeholfen und veraltet betrachtet werden müssen, vermöge der Unmittelbarkeit und Natürlichkeit des lyrischen Empfindens selbst an der Jahrhundertwende häufig mit voller poetischer Eindringlichkeit.

Zur Zeit ihres Erscheinens bezeichnete die Gimfyade für Ungarn gewissermaßen das Wiedererwachen des nationalen Genius. War doch endlich nach langer Erstarrung eine magyarische Dichtung von wirklichem Werte geboten, ein literarisches Werk, das den Ungar auch einmal von einer anderen Seite zeigte, als es das Waffenhandwerk und die leidige Schutz- und Trugpolitik vermochten, in denen sich die Nation bis dahin ausschließlich geübt hatte. Man las, soweit die Literatur überhaupt gepflegt wurde, außer einigen schüchternen nationalen Versuchen zumeist deutsche und französische Werke. Die Intelligenz sprach und schrieb neben diesen beiden Idiomen fast nur das halb curiale, halb clerische Küchenlatein. Wie in den Tagen des französischen Einflusses in Deutschland Lessing durch „Minna von Barnhelm“ seinen Stammesgenossen den Weg wies, den ihr Schriftthum wandeln mußte, um durch Gesundung zur Vollendung zu gelangen, so bildet Alexander v. Kisfaludy's Gimfy-Epklus den Markstein zwischen Verumpfung und Wiebergeburd des Geisteslebens in Ungarn.

Während sich die ionangebende Classe, also Adel und Honoratiorenstand, die damals eben davon zu träumen begannen, wie es möglich wäre, das Magyarenvolk aus seiner erschreckenden Zurückgebliebenheit zu den lichten Höhen westlicher Cultur emporzuheben, an der glanzvollen neuen Erscheinung des nationalen Literaturhimmels begeisterte und ergözte, blieb der Name des gefeierten Dichters lange unbekannt. Erst nach Jahren stellte sich heraus, daß der Verfasser jener Lieder der Sprosse einer transdanubischen Gentryfamilie sei und Alexander v. Kisfaludy heiße. Mit ihm war, wie sich die Kenner der welschen Dichtkunst schon damals ausdrückten, der „ungarische Petrarca“ geboren.

Als er aus seiner Anonymität heraustrat, war er bereits der Ehegatte seines längstgeliebten Ideals, das er seit mehreren Jahren besungen hatte. Er wohnte mit ihr am Ufer des herrlichen Plattensees am Fuße des Vadasonyer Gebirges. Noch heute steht dort die Kisfaludy'sche Adelscurie, in welcher er sich nach Leiden und Drangsalen verschiedener Art ein warmes Nest gebaut hatte; noch heute grünt und blüht vor dem Hause ein riesiger Nußbaumveteran, unter dessen jungem Laubdache der eben erst verheiratete Dichter seine „Boldog szerelem“ (Glückliche Liebe) schrieb.

Auf dem Titelblatte des Buches erschien zum erstenmale der Name Kisfaludy Károly. Der schönste Jugendtraum des poetischen Schwärmers hatte sich erfüllt, er war zum gefeierten Varden seiner Nation geworden. Jener Traum hatte noch während seiner Schuljahre begonnen. In Preßburg, wo er seine Studien absolvierte, setzte er sich im Vereine mit den Clerikern des dortigen Seminars das edle Ziel, sein Vaterland, sein Volk groß und stark zu machen durch die bezwingende Macht der Cultur.

Den 1790/91er Landtag, dessen Einberufung die ganze Nation mit begeisterter Hoffnungsfreudigkeit erfüllte, sollte Kisfaludy nebst Hunderten leicht empfänglicher Altersgenossen als Jüngling thätig miterleben. Es hatte damals nach der josephinischen Epoche eben das langersehnte nationale Freiheitslüftchen zu wehen begonnen. Die heilige Stephanskronen ward von Wien nach Preßburg zurückgebracht, Leopold II. wurde zum König gekrönt, und die Nation harrete voll Thatendurst der Heilung vieler alter Schäden, die der angestammten Verfassung geschlagen worden waren.

Der junge Kisfaludy befaßte sich in Preßburg viel mit der Politik, und außerdem hieng er dichterischen Beschäftigungen nach. Er vertiefte sich in fremde

Literaturen, unter denen die deutsche von stärkster Wirkung auf ihn war. Kisfaludy sprach und schrieb perfect deutsch, und noch in späteren Jahren correspondierte er mit seiner Frau oftmals in diesem Idiom, das zu jener Zeit unter den Adelsfamilien der transdanubischen Comitate überhaupt mit Vorliebe gepflegt wurde.

Bald nach Beendigung seiner Studien trat Kisfaludy als Cadet in ein Siebenbürger Husarenregiment ein. Weit entfernt, sich als berufsmäßigen Marschall zu fühlen, huldigte er auch hier seinen Schöngesteirern und nahm sich, wie aus seinen Briefen hervorgeht, immer fester vor, mit der Feder für die nationalekulturelle Entwicklung seines Vaterlandes zu kämpfen. Nach achtmonatlichem Aufenthalt in Siebenbürgen gelangte er als königlich ungarischer Leibgardist nach Wien, wo der gebildete und sympathische junge Mann alsbald vertrauliche Beziehungen zu den hervorragendsten Literaten und Künstlern anknüpfte, unter anderen mit Beethovens Bekanntschaft machte und überhaupt regen Antheil an den geistigen Strömungen der Reichshauptstadt befundete.

Von Wien aus unternahm er als Gardeofficier einmal einen kurzen Ausflug nach Badacsony. Hier erwachten in ihm die Liebe und der Lyriker. Er lernte Rosa kennen, und sie wurde seine Muse.

Sein Liebesleid begann, als er infolge dienstlicher Mancünen von Wien nach Italien transferiert und zur Truppe überlegt wurde. Er reiste, um sich zu verabschieden, nochmals an den Plattensee, fand aber jetzt seine „Lisa“ kühl bis ans Herz hinan. Das war ein harter Schlag für den Dichter. Das unerwartete lieblose Betragen der wankelmüthigen Maid ist aus den vorhandenen Quellen nicht recht erklärlich. Es scheint irgendein Mißverständnis oder eine Intrigue abgewaltet zu haben. Die dichterische Invention Berczik's, der das Verhältniß der beiden für die Bühne behandelte, konnte hier mit kühner Phantasie voll einsetzen und den dramatischen Conflict in fesselnder Weise auf rein menschliche Motive aufbauen.

Kisfaludy's damaliger Gemüthsverfassung verdankt die ungarische Lyrik die „Klagenden“ Himfy-Lieder. Der Dichter würde, im Falle ihn sein Ideal liebevoller behandelt hätte, wahrscheinlich vom Militär Abschied genommen, sich schon damals als Landwirt in der Heimat angesiedelt haben, da er aber sein Lieb auf ewig verloren glaubte, zog er nach dem italienischen Kriegsschauplatz, wo er in den Todesgefahren des Kampfgewühles Vergessen zu finden hoffte.

Bei der Einnahme von Mailand durch Napoleon wurde unser Dichter gefangen und sodann nebst zahlreichen Kameraden nach der Provence gebracht. Hier vertiefte er sich in die Werke Petrarca's. Der Einfluß dieses großen Lyrikers auf ihn blieb fortan unverkennbar. Was dem italienischen Poeten seine „Laura“ gewesen, das ward dem „ungarischen Petrarca“ seine „Lisa“. Neben diesem Verschluß entstand allmählich auch ein Briefroman, dessen Heldenpaar Himfy und Lisa sind. Beide Werke waren auf Jahrzehnte hinaus dem Leserkreis an die Seite zu stellen, was die ungarische Literatur auf dem Gebiete der Dichterlieben aufzuweisen hatte.

Aus der französischen Gefangenschaft entlassen, kehrte Kisfaludy über Deutschland, wo er längere Zeit hindurch Schiller'sche und Wieland'sche Eindrücke in sich aufnahm, nach der Heimat zurück, die er seit acht Jahren nicht gesehen hatte. Mit dem Soldatsein war's nun ein Ende. Er widmete sich der Landwirtschaft und dem Jagdvergügen, wozu ihm die ausgedehnten Familienbesitzthümer reiche Gelegenheit boten. In der ruhigen Beschaulichkeit des Naturlebens und, nicht zu vergessen, „in den Armen der treuen Braut“ gelangte in ihm, der bisher nur zu klagern wußte, der Dichter der Liebesfreude zur Reife. Und seine Braut war Rosa v. Szegedy. Sie hatten sich brieflich allmählich wiedergefunden, und bald wurde Hochzeit gehalten. Den leidvollen Wanderjahren folgte ein zweites Leben voll Glück und innigster Zufriedenheit.

In Árpád v. Berczik, einem der fruchtbarsten und erfolgreichsten Lustspielsdichter der neueren ungarischen Literatur, hat Alexander v. Kisfaludy's Liebesroman einen durchaus würdigen dramatischen Interpreten gefunden. Berczik brachte die sympathischste Gestalt der ungarischen Renaissance unseres Jahrhundertanfanges mit schier beispiellosem Glück und Geschick auf die Bühne. In

der enthusiastischen Aufnahme, die dem Stück auf der ersten Bühne und in allen übrigen Theatern des Landes zu theil ward, wurde allgemein ein erfreulicher Rückschlag auf die senkenartige Geschmacksverirrung erblickt, die das Forcieren der französischen Gebrüchsdramen und Nervenstücke beim theaterbesuchenden Publicum angerichtet hatte. Das Verczik'sche Stück bedeutet, wie die Kritik einstimmig anerkannte, in seiner „edlen Einfalt“ die Rückkehr zur unverfälschten nationalen Poesie.

Es ist zu hoffen, daß auch das deutsche Lesepublicum, dem wir im Wege dieser Zeitschrift die Bekanntschaft mit dem lebenswürdigsten Werke des gefeierten Bühnenschriftstellers Verczik vermitteln, der dramatisierten Hinfahde Geschmack abgewinnen werde.

Personen:

Sándor Kisfaludy. ¹⁾	János Horváth.
Karl Kisfaludy.	Josef Gaál.
Frau Biró, geb. Szegedy, Witwe.	Paul Nagy.
Rosa Szegedy.	Seine Frau.
Annuska Day.	Zanka, deren Tochter.
Anton Kósty.	Frau Boghai.
Kálmán Bezerédy.	Stanzi, ihre Tochter.
Jolán, seine Frau.	Franz Agh, Hofrichter (Wirtschaftler)
Josef Tatács.	bei Frau Biró.
Imre Szablics.	Gábor } Bauern.
Georg Fejér, ein Geistlicher.	András }
Peter Szalóky.	

Gäste. Bauersleute.

Ort der Handlung: das Vorspiel im Badacsonher Weingarten des Anton Kósty. Der erste Act bei Frau Biró in Kám, der zweite Act auf der Abelscurie des Kálmán Bezerédy, der dritte Act auf dem Badacsonher Berge. Zeit: das Vorspiel im Jahre 1795, die übrigen Theile des Stückes fünf Jahre später.

Vorspiel.

(Weingarten in Badacsony. Rechts ein Felsenkeller.)

Erster Auftritt.

(Beim Aufziehen des Vorhanges hört man Pöllerschüsse. Zigeunermusik hinter den Coulissen. Im Hintergrunde gehen Buttenträger über die Bühne. Lebhaftes Bild einer Weinlese.)

Agh. Gábor. András (mit Weinflaschen).

Agh (zu Gábor, der mit András aus der Kellerspur tritt). Gábor, Gábor — um Himmelswillen, wo in Dreiteufelsnamen bleibt Ihr denn mit dem Wein? Solche Faulpelze! Trampelt nur recht gelassen daher — und den Herrschaften drinnen kann einsteilen die Gurgel vertrocknen!

Gábor. Fliegen kann man ja nicht, und Zeit braucht man zu allem.

Agh. Hauptsächlich zum Weinkosten, gelt Schlingel?

¹⁾ Die Gestalten des Stückes sind zum großen Theile historisch bekannte und dem Namen nach mindestens in der Tradition der betreffenden Plattenseegegend bis auf den heutigen Tag fortlebende Persönlichkeiten. Sie entstammten mit Ausnahme der Diensteute fast durchgehends altungarischen Adelsgeschlechtern. Das „von“ wurde hier der Kürze und Einfachheit halber vor den Familiennamen weggelassen. Die Zeit der Handlung und der Inhalt des Stückes machen es übrigens genügend kenntlich, daß damals fast nur adelige Persönlichkeiten jene gesellschaftliche und kulturelle Rolle spielen konnten, welche den Personen dieses Lustspiels vom Autor zugeacht ist.

Gábor. Glatzköpfig sollen wir werden wie meine Handfläche, wenn wir einen Tropfen verschluckt haben!

András. Einen Tropfen!

Agh. Ihr taumelt und lallt ja vor lauter Enthaltjamkeit!

Gábor. Heut' ist eben Weinlese, Herr Hofrichter! Und im Hause Kósty wird niemand das Maul verbunden — verstanden? Wozu wär' denn Weinlese? (Ab mit András.)

Agh. Der Schlingel hat eigentlich recht! In Kóstys Keller liegt genug für Gäste und Gefinde.

Zweiter Auftritt.

Agh. Kálmán. Jolán.

Kálmán (mit einem Korb, Trauben lesend). Auch da keine Traube mehr? Dort scheint noch eine zu hangen . . . nein . . . nichts mehr.

Jolán (von der anderen Seite, ebenfalls mit einem Korb). Ist denn hier schon alles abgelesen? Einige Trauben müssen ja noch da sein.

Agh. Der junge Herr und Fräulein Jolán! Sie halten schon wieder Lesé an Stellen, wo nichts mehr ist. Haben der junge Herr schon viele Trauben?

Kálmán. Das will ich meinen!

Agh. Und das Fräulein?

Jolán. Ich ebenfalls!

Agh. Sonderbar! Beide Körbe sind ja leer.

Kálmán (verwundert). Leer?

Agh. Warum gehen die Herrschaften denn nicht an eine Stelle, wo noch nicht alles abgelesen ist?

Kálmán. Wir halten einfach Nachlese!

Jolán. Jawohl, Nachlese! Es soll nichts auf den Stöcken ver-
gessen werden.

Agh. Hm, dieser Pflichteifer! Eure Gewissenhaftigkeit wird dem Herrn Vater Freude machen. Ich will's ihm gleich melden. (Will gehen.)

Jolán. Na, na, Alter! Stört jetzt nur den Vater nicht, er ist ja mit den Gästen beschäftigt.

Agh. Nicht stören? Wirklich nicht?

Jolán. Warum schaut Ihr mich denn so sonderbar an?

Agh. Weil mir dieses Benehmen verdächtig vorkommt.

Jolán. Was wäre am Traubenlesen verdächtig?

Agh. Das Traubenlesen selbst wär' ja ganz harmlos, aber wenn ein junger Mann und ein junges Fräulein seit drei Tagen nicht tanzen, sich nicht vergnügen, die Gesellschaft meiden und ohne Unterlaß Trauben suchen an abgelegenen Stellen, wo schon nichts mehr an den Stöcken hängt, das heißt man einfach ein verdächtiges Benehmen.

Kálmán. Aber Alter, seid Ihr denn niemals jung gewesen?

Agh (feurig). Ich soll nie jung gewesen sein? Und wie jung! Der Jüngsten einer! (Wirft sich jugendlich in Positur.)

War ein Bursch von zwanzig Jahren,
Reck, mit lockig-braunen Haaren —
Trat ich nur zum Thor hinaus,
Nicht ein Mädel wick mir aus!

Jolán. Wie Ihr so jung wart, habt Ihr Euch gewiß auch im Weinberge verirrt. Und uns wollt Ihr's nicht gönnen?

Ágh. Meinetwegen — verirrt Euch nur weiter! Aber nur achtgeben, daß der gnädige Herr nichts merkt, sonst ist's gefehlt! Dem schönen Fräulein zulieb halt' ich sogar selber Wache. Ist's so recht?

Jolán. Ja, ja, thut das, guter Alter! Nehmt Euch dabei recht zusammen!

Ágh (zieht sich trällernd nach dem Hintergrunde, wo er zeitweilig sichtbar wird).

Trat ich nur zum Thor hinaus,
Nicht ein Mädel wick mir aus . . .

Dritter Auftritt.

Jolán. Kálmán.

Kálmán (den Korb wegwerfend, zornig). Ich sammle keine Trauben mehr. Und auch des ewigen Versteckenspiels bin ich satt. Hab' nie das Zeug zu dergleichen Dingen gehabt.

Jolán. Lieber Kálmán, Geduld . . .

Kálmán. Geduld! Nichts als ewig warten und hoffen! Und der Erfolg? Wenn Sie mich hätten vor Ihren Vater hintreten und offen als Freier reden lassen, es wäre alles längst in Ordnung.

Jolán. Vergessen Sie nicht, daß mich mein Vater dem Sándor Kisfaludy zugebracht hat!

Kálmán. Der Leibgardist in Wien? Der uniformierte Allerweltscourmacher? Der Liebling aller Ballettänzerinnen? Ein schöner Gatte für Sie! Und wenn er noch reich wäre! Der kann doch keine Frau erhalten!

Jolán. Meinem Vater macht das wenig Kopfzerbrechen. Er pflegt stolz zu sagen: Der alte Kósty kann sich den Luxus von drei armen Schwiegerjöhnen gestatten, wenn sie ihm sonst zu Gesichte stehen.

Kálmán. Dieser Mensch hat Ihren Vater wirklich ganz umgarnt?

Jolán. Seit er in Pressburg mit Kisfaludy zusammengetroffen ist, hat er sich ihn zum Schwiegerjohn erkoren. „Ein Mustermensch! Ein begehrtester Jüngling und trefflicher Patriot! Solche Ungarn brauchen wir!“ So spricht über ihn mein Vater. Und er nahm mich auch schon zweimal mit sich nach Wien, damit wir uns kennen lernen. Das wäre aber noch nicht das Schlimmste . . .

Kálmán (erschrocken). Es kommt also noch ärger?

Jolán. Jawohl! Gestern kündigte sich die Katastrophe an — in Gestalt des Postzigeuners, der dem Herrn Vater einen Brief eingehändigte. Kisfaludy zeigt ihm darin sein Eintreffen in Badacsony an und wird, wie mir mein Vater zur freudigen Überraschung mittheilte, bei dieser Gelegenheit um meine Hand anhalten.

Kálmán. Umso besser!

Jolán. Sie meinen, das wäre besser?

Kálmán. Wenigstens kommen Sie zur Einsicht, daß wir keine Zeit zu verlieren haben. Die furchtsame Geheimthuerei und das feige Versteckenspielen müssen ein Ende haben. Eine neue Zeit beginnt. Von nun an wird entschieden und muthig aufgetreten. Ich eile zu Ihrem Vater und verlange sofort Ihre Hand!

Jolán. Halt! Da geblieben! Mit dem alten Herrn darf man so nicht umspringen. „Wie es der Herr Vater befehlen! Ich war und bleibe immer Ihre hübsch folgsame Tochter.“ So hat's der alte Herr gern! Kálmán. Ah! Ich habe das ewige Komödiepielen satt!

Jolán. Mein Herr! Zucht und Gehorsam! Sie werden so handeln, wie ich es für zweckmäßig finde.

Kálmán. Wenn Sie so sprechen, dann unterwerfe ich mich Ihrem Befehle.

Jolán. Scheinbares Nachgeben beim Vater . . . aufklärendes Zureden gegenüber Kisfaludy! Sándor ist ja ein sehr anständiger, guter Junge. Wenn ich ihm erkläre, daß er sich verspätet hat, daß meine sämtlichen Herzenskammern schon ihren Kämmerer haben, so tritt er sicher gern zurück.

Kálmán. Das könnte ja ich ihm mittheilen.

Jolán. Überlassen Sie's nur mir! Ich umwinde den Korb mit Blumen und fülle ihn mit Süßigkeiten. Es muß ein recht netter kleiner Korb daraus werden.

Kálmán. Also gut! Wie aber, wenn wir uns in Kisfaludy täuschen?

Jolán. Dann treten wir mit voller Thatkraft gegen den väterlichen Despotismus auf den Plan. Ich fürchte mich nicht vor ihm! (Erstrocken.) Der Herr Vater! Trauben sammeln, Trauben sammeln!

Kálmán. Schmach und Schande — sich vor ein paar elenden Weinstöcken beugen zu müssen!

Jolán. Denken Sie, ich sei dieser Weinstock, und beugen Sie sich vor mir! So ist's recht!

Vierter Auftritt.

Vorige. Ágh. Später Kosty.

Ágh. Der gnädige Herr — der gnädige Herr!

Jolán. Wir haben ihn längst bemerkt. Kálmán, jetzt heißt es verschwinden, verduften!

Kálmán. Ich schwinde schon. (Entfernt sich, Trauben sammelnd.)

Kosty (tritt auf, Kálmán nachblickend). Schon wieder dieser Kálmán?

Jolán. Er hat hier bloß nachgelesen.

Kosty. Habt Ihr vielleicht gemeinschaftlich Nachlese gehalten?

Ágh. Gott bewahre! Ganz einzeln und abgesondert . . .

Kosty. Ihr haltet Euren Mund! Sorgt lieber, daß die Gäste gut gestopfte Tabakspfeifen bekommen! (Ágh ab.) Und Dir, Jolán, jag' ich nur das eine: Kisfaludy wird Dein Herr und Gatte!

Jolán. Er hat sich ja noch gar nicht erklärt.

Rosty. Dir gegenüber freilich nicht, mir aber hat er seine Neigung zu Dir schon öfter ausdrücklich kundgegeben. Ein schöner Mann, aus guter Familie, Gardeofficier und die Hauptsache: ein echter ungarischer Patriot! Wenn mir der Himmel einen solchen Sohn geschenkt hätte! . . . Na, wir müssen mit der weiblichen Linie vorlieb nehmen! Mancher Stammbaum hört auf, grüne Zweige zu treiben.

Jolán. Ich bedauere lebhaft, daß ich dabei so frevelhaft mitgewirkt habe.

Rosty. Du kannst es gutmachen, wenn Du Dich mit einem Manne verheiratest, der mir den Sohn ersetzt. Und von dieser Sorte gibt es nur einen: Sándor Kisfaludy! Er denkt und fühlt wie ich, er kennt nur ein Ziel: das Wohl des Vaterlandes, die Zukunft der Nation! Das wird mein Schwiegerjohn. Ein Adler muß es sein — kein Zaunkönig!

Jolán. Zaunkönig — hm! Es gibt auch vortreffliche Zaunkönige.

Rosty. Was ein Zaunkönig ist, bleibt ein Zaunkönig! Das Fräulein Tochter hat daher unseren Gast, Herrn von Kisfaludy, aufs freundlichste zu empfangen! Das übrige wird sich von selbst finden.

Jolán. Wie der Herr Vater befiehlt. Ich war ja immer eine hübsch folgsame Tochter. (Beiseite.) Das einmal aber werd' ich's jaustament nicht sein! (Ab.)

Fünfter Auftritt.

Rosty. Horváth. Fejér. Gaál (von der anderen Seite).

Horváth. Sapperment! Diese Franzosen, diese verteuflsten Franzosen! Zuguterlegt hauen sie uns noch wirklich.

Fejér. Ganz Europa gegenüber müssen sie den kürzeren ziehen. Alle Staatsoberhäupter sind schon gegen Frankreich.

Horváth. Wir erzählen Sie das, Reverendissime, einem ausgedienten Soldaten, der die Taktik und Strategie der Franzosen im kleinen Finger hat? Es vergehen kaum ein paar Wochen, und wir haben das französische Heer da bei uns in Ungarn.

Fejér. Der ungarische Heldenmuth hat schon viel mächtigere Feinde aus dem Lande gejagt. Nicht wahr, Better Toni?

Rosty. Wenn es aufs Dreinschlagen ankommt, bin ich um Ungarn nicht besorgt. Ob wir aber auch im Frieden unseren Mann stellen werden? Heutzutage genügt der Heldensinn nicht. Wir brauchen jetzt keinen Hunyady, keinen Briny. Ein Virgil, ein Ovid, ein Voltaire, ein Shakespeare — das thut uns noth! Schriftsteller, Künstler, die das schlafende Ungarnvolk aufrütteln, ihm Zuversicht, Begeisterung, Lebensmuth einflößen! Und solche Geister seh' ich leider nicht erstehen.

Fejér. Seien wir nicht undankbar gegen die Vorsehung! Die Nation beginnt schon zu erwachen. Es dämmert bereits. Die Gardisten in Wien, die braven Geistlichen in den Klöstern — pflegen sie nicht erfolgreich unsere Literatur? Die Zeit der Geistesthaten beginnt. Der Ungar rüstet.

Kosty. Jawohl, er rüstet! (Draußen Musik.) Seht Ihr's? Hört Ihr's? Die Blüte von drei Comitaten, der Stolz des ungarischen Adels, lauter Nachkommen der urmagharischen Landeroberer — dort tanzen sie den Vangaus. Hopfassa! Bravo! Vivat! Vater Árpád, der von da oben auf uns niedersieht, weint Freudenthränen über dieses Schauspiel!

Gaál. Na, na, ein fremdländisches Tänzchen wird wohl der Nation nichts anhaben können.

Kosty. Eh! Ihr versteht das nicht! Ihr habt kein echt magharisches Herz. Oft scheint es mir, ich wäre der letzte wahre Ungar, der noch im Lande blieb. Ein einziger Mann hat mich verstanden, in einem einzigen fand ich alles das, was ich vom echten Patrioten verlange. Und dieser einzige heißt Sándor Kiskaludy.

Fejér. Er ist thatsächlich ein ganzer Mann.

Kosty. Erinnern Sie sich noch, hochwürdiger Herr, an jene unvergesslichen Nachmittage, die wir gemeinsam auf dem Berge in Pressburg verlebten? O diese Pressburger Tage! Das Land schwamm in eitel Freude. Die heilige Stephanskronen wurde aus Wien zurückgebracht.

Fejér. Wie begeisterte uns diese Freudenkunde, die wir als Cleriker im Pressburger Seminar studierten!

Kosty. Damals kam auch ich nach Pressburg und besuchte das Seminar. Dort lernte ich Sándor kennen. Ihr wart die Geistlichen, aber er hielt Euch die Predigt. Und wie wir alle so andächtig seinen begeisterten Worten lauschten! Wir saßen am Rande des Berges, an dessen Fuße der Donaustrom sich die fruchtbaren weiten Gefilde hindurch schlängelt. Und da sprach Kiskaludy von unserer Zurückgebliebenheit, die durch Arbeit und Ausdauer wettgemacht werden soll. Unserem Orientvolf muß in den Reihen der westlichen Culturnationen ein würdiger Platz erobert, das lose, ungeberdige Schtengengeschlecht zu den Aufgaben der neuen Zeit förmlich erzogen werden. Hat uns bisher das Schwert erhalten, so kann uns fürder nur der Geist vorwärts bringen. Unsere Augen brannten im Feuer der Begeisterung, Thränen der Nührung benetzten unser Antlitz, wenn er so sprach, und wir thaten das heilige Gelöbniß, dem Vaterlande zu dienen bis zum letzten Athemzuge!

Horváth. Was für einen Kiskaludy meinst Du da eigentlich?

Fejér. Den Leibgardisten in Wien!

Horváth. Den Sohn Michaels aus Zala?

Kosty. Seine Mutter war eine Sándorfy. Sie hieß Anna und war Dein entferntes Geschwisterkind.

Horváth. Und aus ihm ist ein so tüchtiger Junge geworden? Sapperment! Den will ich mir ordentlich ansehen! Nächstens such' ich ihn in Wien auf.

Kosty. Überflüssig! Noch heute kannst Du ihn hier bei mir begrüßen. Ich erwarte ihn jeden Augenblick.

Fejér. Sie erwarten ihn? Welche Freudennachricht! Wir wollen ihn aus vollem Herzen bewillkommen!

Gaal. Was gibt's dort? . . . Eine Kutsche hält.

Fejér. Ein Officier steigt ab!

Kosty. Er ist's . . . er ist's! Mein vielgeliebter Herzenssohn!

Horváth. Sapperment! Kommt ihm entgegen!

Kosty. Die Jungen bringen ihn schon hierher.

Sechster Auftritt.

Vorige. Stublies. Sándor. Junge Leute.

Stublies. Onkel Toni! Sándor Rísfaludy ist angekommen! Von dem Sie uns so oft erzählten!

Kosty. Gott zum Gruß, liebster Vetter! Willkommen in der Heimat bei den Freunden!

Sándor. Herr Onkel! (Zu Fejér.) Lieber Freund Gyuri! (Zu Horváth.) Und Onkel! Pepi! Lauter bekannte, lächelnde Gesichter! Wie wohl thut dieser liebe Empfang, wenn man aus der Fremde zurückkehrt! Wärme, Liebe und Freundschaft, wohin man sich wendet! Das erstarrte Herz wird einem wieder völlig weich! Ich athme balsamische Heimatsluft und kann mich daran nicht satt genießen.

Kosty. Extra Hungariam non est vita.

Sándor. Si est vita, non est ita.

Kosty. Daß Ihr nur wieder bei uns seid, lieber Vetter!

Sándor. Leider nur auf kurze Zeit! Seht Ihr da, diese Uniform? Sie ist nicht mehr die alte. Ich mußte das Pantherfell der Gardisten ablegen.

Horváth. In der That! Erst jetzt bemerke ich, daß Vetter Sándor kein Gardist mehr ist, sondern Lieutenant der Infanterie.

Kosty. Woher diese Umwandlung? In Wien trugen Sie ja noch vor kurzem das Gardistenkleid.

Sándor. Rancüne eines Vorgesetzten! Wir hatten einen Conflict, und er siegte, ohne rechtzuhaben. Ich bin zur Truppe übersetzt, und man schickt mich auf den italienischen Kriegsschauplatz.

Kosty. Damit eine französische Kugel diesem wackeren Leben ein Ende mache? Sándor Rísfaludy taugt nicht zum Kanonensfutter. Erinnern Sie sich noch, was Sie in Preßburg zu uns sprachen? Hohe Ziele schwebten Ihnen vor der Seele, große Pläne schwellten Ihnen die Brust. Sie wollten Dichter werden, besingen die Tugenden Ihrer Nation, das Volk begeistern durch das Beispiel der Altvorderen und es mit Hoffnung auf eine schönere Zukunft erfüllen.

Sándor. Ach liebster Oheim, welcher Jüngling hätte keine hochfliegenden Pläne! Mit gereiftem Verstande sieht er dann allmählich ein, daß ihm die Kraft dazu fehlt und . . . zieht hinaus in die weite Welt. Sein Schicksal möge sich erfüllen!

Fejér. Wie? Lebensüberdruß, Wankelmuth in so frühem Mannesalter?

¹⁾ Der Ungar spricht jeden älteren Bekannten und Verwandten mit „Onkel“ (bácsi) an. Die Jüngeren werden mit „Vetter“ (öcs) tituliert.

Horváth. Sapperment! Es arbeitet halt das gute alte Ungarblut in ihm. Nichts Schöneres, als auf dem Schlachtfelde zu sterben!

Rosty. Genug des Blutvergießens! Ungarn bedarf seiner Söhne zur Friedensarbeit. Wir sind unser ohnehin nicht viele! Sándor muß daheim zurückgehalten werden, und sind wir dazu nicht stark genug, so wird's ein hübsches Mädchen vollbringen. Die Ruhe am häuslichen Herd, eine brave, kluge Frau — das ist's, was ihm noth thut!

Sándor. Ein Ungarermädchen! Nur sie versteht das Pochen des Magyarenherzens. Sie, die launenhafte, aber edelmüthige, die stolze und doch gefühlvolle, die leidenschaftliche, jeder heißen Regung fähige, aber ebenso zu jedem Opfer bereite Ungarin! Nicht berechnend, nicht allzu klug, auch nicht kaltblütig und besonnen, dafür wahr und natürlich, aufrichtig und klar wie der lautere Gebirgsbach. Frisch und lebendig quillt daraus das reine Empfinden. Und wir, die jungen Söhne der Nation, wissen nicht, sollen wir den Kranz als Siegespreis ihr aufs Haupt setzen oder ihn als Zeichen der Unterwerfung ihr zu Füßen legen!

Takács. Brav gesprochen! Du bist den Ungarinnen auch in Wien treu geblieben.

Sándor. Erst dort, in der Fremde hab' ich sie so recht schätzen und lieben gelernt.

Rosty (beiseite). Das ist auf Jolán gemünzt! (Draußen Musik und Tanz.)

Horváth. Dort tanzen ihrer genug; Sie brauchen bloß zu wählen.

Sándor (blickt hinaus). Was für ein Anblick! So viel Liebreiz und Anmuth! Wer sich in diesem Blütenwald verirren könnte . . .

Rosty. Wenn das gesunde Herz den Weg weist, der findet sich bald zurecht.

Agh (kommt). So kommt schon einmal tanzen, junger Herr! Die Damen können's kaum erwarten.

Sándor. Ist das nicht der alte Ferkó?

Agh. Der wär' ich! Wer sollt' ich denn sein?

Sándor. Wie geht's Euch, Alter? Immer frisch und gesund?

Agh. Zeitweilig gieng's ja noch an!

Sándor. Die Beine haben Euch noch nicht den Dienst gekündigt, zumal wenn sie Musik spüren. Mir scheint, Ihr nehmt's noch heute mit den Jüngsten auf?

Agh. Das will ich meinen! Wenn der junge Herr nicht gleich kommen, schnapp' ich Ihnen die schönsten Fräuleins weg! (Alle ab, außer Sándor und Rosty.)

Siebenter Auftritt.

Sándor. Rosty.

Rosty. Auf ein Wort, lieber Vetter! Was fehlt Ihnen? Froh-
gelaunt und munter hab' ich Sie erwartet, und nun sehe ich Sie ernst
und mißmuthig!

Sándor (ausweichend). Das erlittene Unrecht verstimmt mich.

Rosty. Weiter nichts?

Sándor. Ich grüble und sinne nach . . .

Kosty. Vorüber, wenn man fragen darf?

Sándor. Ob ich den großen Schritt wagen darf, der meinem Lebenslauf eine andere Richtung geben kann.

Kosty. Und daher diese Verstimmung?

Sándor. Als Sie, lieber Onkel, mich in Wien aussuchten, fühlte ich mich recht unglücklich! Mein Geist war umwölkt, mein Lebensmuth gebrochen. Allein und verlassen, von niemand verstanden, ohne Freund und ohne Zuspruch stand ich da, angeekelt von den Freuden und Genüssen der Großstadt. Meine Bücher bedeckte der Staub, auf meinem Tische lag unberührt das Papier. Die Lust zum Arbeiten war mir vergangen. Da öffnet sich eines Tages die Thür, und Sie treten mit Fräulein Jolán in meine düstere Behausung. Das brachte wieder Licht und Wärme in meine Seele . . .

Kosty. Und glauben Sie mir, es war keine leere Formalität, als ich Sie damals so innig an mein Herz drückte!

Sándor. Des Oheims jugendliche Begeisterung und seiner Tochter strahlende Anmuth bezauberten mich vollends. Ich war wie umgewandelt. Was ich da um mich fühlte, war ja heimatlische Lust — und sie belebte mich wieder. Eine geheime Stimme flüsterte in mir: Das Glück, die Zufriedenheit, die Liebe lächeln Dir zu!

Kosty. Auf diese Stimme müssen Sie hören!

Sándor. Das that ich auch! Als Sie zum zweitenmal nach Wien kamen, konnte ich Ihnen gestehen, daß mir Fräulein Jolán eng ans Herz gewachsen ist. Sie antworteten mir, ich möge mir's überlegen und Sie nach einiger Zeit daheim besuchen. Da kamen die Zwistigkeiten mit dem Commandanten. Ich stehe am Scheidewege. Es heißt: Entweder zur Truppe oder abdanken!

Kosty. Und heimkommen, um dem Vaterlande zu dienen!

Sándor. Dafür hab' ich mich entschieden. Ich kündigte Ihnen meinen Besuch und meine Werbung um das Fräulein an. Kaum aber war der Brief abgeschickt, als mit mir eine große Wandlung vorging. Was hast Du gethan? fragte ich mich. Täuschest Du Dich nicht in dem Mädchen? Ich trat die Reise an, und je näher ich der Heimat kam, desto mehr umfieng mich der bange Zweifel, ob ich wohl imstande war, mir Fräulein Joláns wahre Neigung zu erringen, ob sie mich wirklich mit so viel Liebe zu beschenken vermag, als zur Begründung eines Lebensglückes nöthig ist.

Kosty. Wer Feuer braucht, muß es erst ansachen. Wie ich so jung war, fragt' ich nicht lange, ob mich das Mädchen mag, sondern verdrehte ihr einfach den Kopf. Wenn Sie Jolán zeigen, daß Sie ihr wirklich zugethan sind, so wird sie sich nicht sträuben, Ihre Liebe zu erwidern. Und Sie, lieber Vetter, haben sie wohl recht lieb — nicht wahr?

Sándor (ausweichend). Wer sollte ein so liebliches Geschöpf nicht lieb haben?

Kosty. Nun denn — immer vorwärts mit frischem Soldatenmuth! Nur nicht viel Umstände gemacht . . . (Beide ab.)

Achter Auftritt.

Rosa (von der anderen Seite).

Er ist's . . . er ist's! Sándor! Er hat sein Versprechen eingelöst. Wie besorgt ich schon war! Wie ich mich kränkte! Nächte lang konnt' ich nicht schlafen bei dem Gedanken, er werde in der großen Stadt auf das einfache Landmädchen vergessen. „Ich komme wieder,“ sagte er damals, „wenn nicht heuer noch, so ganz gewiß im nächsten Jahre. Zur Weinlese können Sie mich sicher erwarten.“ Und er ist da! Mein Herz hat mich nicht getäuscht. Sándor hat mich nicht vergessen.

Neunter Auftritt.

Rosa. Jolán.

Jolán. Wo versteck' ich mich, daß er mich nicht findet? Rosa!

Rosa. Was ist Dir?

Jolán. Rette mich!

Rosa. Wovor?

Jolán. Man will mich heiraten.

Rosa. Und Du willst nicht?

Jolán. Heiraten ja —

Rosa. Und doch nicht verheiratet werden?

Jolán. Weil ich Kálmán zum Manne will, mein Vater aber mir einen anderen zugebracht hat. Rosa, Du warst mir immer eine gute Freundin! Erweise mir auch jetzt einen Liebesdienst!

Rosa. Sprich, ich bin ja gern bereit —

Jolán. Wir, Kálmán und ich, haben besprochen, daß ich den Betreffenden aufklären und ihn bitten werde, er möge zurücktreten. Nun fehlt mir aber der Muth dazu. Es ist so schwer, jemand, der einen liebt, ins Gesicht zu sagen, daß man ihn nicht mag. Eine dritte bringt das leichter fertig.

Rosa. Und diese dritte soll ich sein?

Jolán. Ja, liebste Rosa! Du könntest mir das prächtig besorgen!

Rosa. Und wer ist der Unglückliche?

Jolán. Dort . . . siehst Du ihn . . . der Lieutenant. Jetzt spricht er mit Herrn von Horváth.

Rosa (betroffen). Kiszaludj?

Jolán. Was erschrickst Du so?

Rosa. Ich bin überrascht, daß . . . daß er hier ist!

Jolán. Soeben ist er angekommen.

Rosa. Und er kam bloß um Dich zu werben?

Jolán. Wie sonderbar Deine Frage klingt!

Rosa. Mich wundert, daß Du mir davon nie etwas erwähntest.

Jolán. Das Ganze stammt von der Wiener Reise her. Ich dachte nie, daß daraus Ernst werde. Er machte mir den Hof und jetzt —

Rosa. Er . . . er liebt Dich also? Er hat Dir's gestanden?

Jolán. Bisher nur meinem Vater. Mir will er's erst gestehen. Und das will ich vermeiden. Er muß aus fremdem Munde erfahren,

dass . . . dass aus der ganzen Geschichte nichts werden kann. Er kommt. Ich lasse Euch allein. Mach' Deine Sache gut! (Ab.)

Beobachter Auftritt.

Rosa. Sándor.

Sándor (für sich). Ich liebe Jolan nicht. Eine flüchtige Neigung war's, weiter nichts. Wie soll ich ihr's beibringen, ohne sie zu beleidigen?

Rosa (beiseite). Er ist sehr vertieft!

Sándor (für sich). Ah, ich gestehe ihr alles offen ein. (Erblickt Rosa, grüßt und will gehen.)

Rosa. Herr Lieutenant!

Sándor (fürmlich). Fräulein!

Rosa. Sie scheinen mich nicht zu erkennen.

Sándor. Verzeihung . . . mich dünkt . . . ich habe ein so schlechtes Gedächtnis!

Rosa. Und vergessen selbst Ihre Verwandten?

Sándor. Meine Verwandten?

Rosa. Jawohl, das sind wir, wenn auch entfernten Grades!

Sándor. Wahrhaftig! Ein Szegegy'sches Gesicht! Und Sie sind — ?

Rosa. Rosa von Szegegy, die Tochter des königlichen Rathes und gewesenen Vicegespans Ignaz von Szegegy.

Sándor. Kein Fräulein, Sie bringen mich in die größte Verlegenheit! Zu meiner Entschuldigung weiß ich nichts anzuführen, als dass wir uns im Leben nur dreimal gesehen haben, vor drei Jahren.

Rosa. Es sind erst zwei, Herr Lieutenant!

Sándor. Verzeihung, Fräulein, Verzeihung! Sie haben sich während der zwei Jahre so verändert, so . . . entwickelt, dass es schwer gewesen wäre, Sie wieder zu erkennen.

Rosa. Finden Sie, Herr Lieutenant?

Sándor. Fort mit diesem Titel! Keine Fürmlichkeit! Bin ich nicht Ihr Cousin?

Rosa. Der Cousin hätte mich erkannt, der Herr Lieutenant hat mich vergessen. Ja, die vielen schönen Frauen der Großstadt! Wer denkt da an das einfache Landmädchen?

Sándor. Das noch kurze Röcke trug und ein Kind war, als ich es zuletzt sah.

Rosa (heftig). Jawohl, ein Kind, ein schwärmerisches, leichtgläubiges, dummes Kind, das sich einbildete . . .

Sándor. Was bildete es sich ein?

Rosa. Man dürfe den Worten eines Officiers Glauben schenken. Du hast gebüßt, Gänschen vom Lande, und Du verdienst die Strafe! Ein andermal sei klüger, und wenn Dir wieder ein Lieutenant in den Weg tritt, der Dir etwas verspricht, so lach' ihn aus, und sag' ihm, er möge andere Mädchen zum besten halten und wenigstens seine Verwandten in Ruhe lassen!

Sándor. Ich begreife Sie noch immer nicht.

Rosa. Nicht einmal jetzt noch wollen Sie begreifen? Umso besser. Geben Sie sich keine Mühe! Sie würden mich ohnehin nie verstehen!

Sándor. Aber liebste Cousine —

Rosa. Nennen Sie mich Fräulein, verehrter Herr Lieutenant!

Sándor. Ich sehe zu meinem größten Bedauern, daß ich irgend- ein Unrecht gethan haben muß. Und wäre das nicht gutzumachen?

Rosa. Nein . . . nie, niemals!

Sándor. Ich bitte Sie innigst, mich wenigstens aufzuklären.

Rosa. Damit Sie mich überdies auslachen? Damit Sie sagen können: Recht geschieht Dir, warum warst Du so albern, so eitel, so —

Sándor. Nein Fräulein, nein, ich versichere —

Rosa. Auch damals versicherten Sie mich! Und wie liebenswürdig, wie feurig Sie damals waren bei dem Hochzeitsfeste, an das Sie sich nicht erinnern!

Sándor. Ich fange schon an, mich zu erinnern . . .

Rosa. Sie fangen schon an? Das ist wirklich nett von Ihnen! Schönen Dank für diese große Gnade!

Sándor. Ihr Herr Vater stellte mich Ihnen vor.

Rosa. Sie nahmen neben mir platz und plauderten mit dem . . . Kinde. Wie das wohl that jenem — jenem unerfahrenen Gänßchen! Sie wußten so hübsche, außergewöhnliche Dinge zu erzählen. Edle, erhabene Gedanken durchleuchteten Ihr Gepräch. Und die gefielen dem Gänßchen gar so gut! Sie sprachen vom Vaterlande, von der ungarischen Nation, von der trüben Vergangenheit und einer glänzenden Zukunft. Dabei schwärmten Sie von großen Plänen und kühnen Zielen. Mein junges Herz pochte immer stolzer bei dem Gedanken, daß ein so ernster Jüngling voll hohen Trachtens mich albernes Kind seines Vertrauens würdige. Es wurde Morgen, der Abschied nahte. Das alberne Kind von damals nahm ein Andenken, ein Versprechen mit sich: „Ich komme wieder, liebe Cousine — nächstes Jahr zur Weinlese können Sie mich sicher erwarten!“ Von diesem Versprechen zehrte dieses arme dumme Herz Monate — Jahre lang, und heute begrüßte es freudejauchzend die Einlösung des gegebenen Wortes! (Schluckt.)

Sándor. Fräulein . . . theuere, einzige Rosa . . . ich bin tief erschüttert . . . weinen Sie meinerwegen keine Thräne mehr — sprechen Sie lieber weiter, ich bitte . . .

Rosa. Sie wissen alles, ich habe Ihnen nichts mehr zu sagen.

Sándor. Ich habe mich schwer an Ihnen versündigt. Selbst Ihr flammender Zorn ist als Strafe nicht zu hart. Jetzt erst fühle ich, was ich befehen und mir verscherzt habe. Mit wunder Seele irrte ich herum und suchte lang nach einem Mädchen, nach einem wahren Weibe, das ich als Gnadenbild auf meinen Herzensaltar stellen könnte. Dies so heiß ersehnte Wesen steht nun leibhaftig vor mir —

Rosa. Das Wesen, das Sie auf Ihren Herzensaltar stellen möchten? Und das sagen Sie mir?

Sándor (warm und fest). Ihnen!

Rosa. Sie, der hieher kam um Joláns Hand zu werben? . . . Von ihr erhalten Sie übrigens, was jungen Herren Ihrer Art gebührt. Jolán läßt Sie durch mich bitten, sie nicht länger zu verfolgen. Sie hat sich einem andern verlobt, der ihrer würdig ist. So! Und jetzt fliehen Sie, Herr Lieutenant, und trachten Sie, Ihre Schande zu ver-
gessen! Glückliche Reise! (Ab.)

Elfter Auftritt.

Sándor.

Sándor (blickt Rosa träumend nach und sinkt in einen Stuhl). Dahin! Sie ist entschwunden und läßt mein Herz verwaist wie ehemals zurück. Flieh nur, flieh dahin, und meide mich, ich weile doch stets bei Dir und segne den Augenblick, da Du mich zu Deinem Sklaven gemacht! Wie leicht, wie süß wird mir der Tod erscheinen — dort im Kampfgewühl, wo die Wunden ausgeheilt werden. Und hier etwa nicht? Sind die Herzenswunden nicht tiefer, nicht blutiger als jene vom Schlachtfelde? Ich bin verwundet, eh' ich noch in den Krieg gezogen . . . wie der Hirsch, den des Jägers Geschoss ereilt! . . . Rasch! Noch ein paar Zeilen an sie! Und dann auf nach Italien! (Nimmt sein Notizbuch heraus und will schreiben.) Ah, wozu? Sie haßt mich und würde meinen Abschiedsbrief verachten. (Nachdenkend.) Wie der Hirsch . . . der verwundete Hirsch . . . er flieht zu spät . . . die Büsche sind schon roth von seinem Herzblute. (Pausen; nachdenklich, träumerisch, fast unbewußt beginnt er langsam zu schreiben.)

Wie der Hirsch, vom Pfeil getroffen,
Rasend will entfliehen dem Tod (Pausen) . . .
Doch zu spät, die Wunde offen
Färbt die Büsche blutig roth (Pausen) . . .
So entflieh dem Augenpaare
Dieser Maid ich, todeswund.

Zwölfter Auftritt.

Rosly. Sándor.

Rosly. Wo bleibt er nur? Sándor! Da sitzt er ja, ganz vertieft, und schreibt!

Sándor. Trostlos ich von hinnen fahre,
Um sie weinend jede Stund',
Ach, je weiter ich enteile,
Wo ich auf der Flucht auch weile . . .

Rosly (beiseite). Das ist ja ein Gedicht! Er hat schon als Knabe immer Verse gemacht.

Sándor. Immer tiefer gräbt ins Herz . . .

Rosly (beiseite). Ins Herz! Ein Liebesgedicht!

Sándor. Brennend sich mein Liebeschmerz.

Rosly (beiseite). Immer tiefer gräbt ins Herz
Brennend sich mein Liebeschmerz.

Sándor. Mein Abschiedsgruß an sie! Nun die Unterschrift.

Rosty. Sándor, lieber Vetter!

Sándor (erschrocken). Onkel Toni!

Rosty. Sie haben sich mit Ihrer Muse zurückgezogen? Jawohl! Ich hab' Sie beim Dichten belauscht. Zeigen Sie mir mal den Vers!

Sándor. Was soll Ihnen das Geschreibsel?

Rosty. Geschreibsel? Ein Vers — ein ungarisches Gedicht — und noch dazu eines von Ihnen — das wäre bloß so ein Geschreibsel und sollte mich nicht interessieren? Wir wollten Sie es nicht zeigen? (Nimmt das Papier.) Ergreifend schön! Die Liebesklage eines unglücklichen Herzens! . . . (Theilnahmsvoll.) Sind Sie wirklich so sehr unglücklich?

Sándor. Gott zum Gruße, Onkel! Ich muß mich verabschieden.

Rosty. Sie wollen schon fort? Das kann doch Ihr Ernst nicht sein!

Sándor. Es ruft die Soldatenpflicht.

Rosty. In den Krieg wollen Sie ziehen . . .

Sándor (halb für sich). Ja, nach dem Lande, in dessen Cypressenhainen Tausende tapferer Krieger liegen!

Rosty. Und weshalb? Dieses Blatt Papier scheint die Erklärung zu enthalten? Meine Tochter Jolán . . .

Sándor. Sie liebt einen anderen, guter Onkel Toni . . . ich mag ihr Glück nicht stören. Dank — tausend Dank für Ihre viele Güte! Vergessen Sie meiner nicht in der Ferne! (Rasch ab.)

Dreizehnter Auftritt.

Rosty. Später Kálmán. Jolán.

Rosty. Er ist fort . . . mein Liebling zieht von dannen, er, der Stolz meines alten Herzens! (Das Gedicht betrachtend.) Alle schönen Hoffnungen sollten zunichte sein? Und wie er sie liebt! Was für ein Schmerz aus diesen Zeilen spricht . . . dieser Kálmán ist an allem schuld! (Erblickt Kálmán und Jolán, die, wie zu Anfang des Aufzuges Trauben sammelnd, sich nähern.) Himmel, Donnerwetter! Während ich mich fast zu Tode gräme, halten die noch immer Nachlese! (Er eilt hin, erfasset beide an der Hand, entreißt ihnen den Korb und wirft ihn zur Erde.) Aus ist's mit den Süßigkeiten! Ich will's Euch austreiben! Du kommst sofort mit mir, Jolán! (Zieht sie hinaus.)

Kálmán. Aber Onkel Toni!

(Fortsetzung folgt.)

